

Der tolle Herzog



Hans Henning Freiherr Grote

Der tolle Herzog

Roman

Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1935 by Friedr. Vieweg & Sohn A.G., Braunschweig

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1935

ISBN 978-3-322-98074-8

ISBN 978-3-322-98713-6 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-322-98713-6

Für Ruth

I.

Und es bleibt dabei!“ sagte die Gewürzkrämerin und hob den von einer bunten Haube bedeckten Kopf grimmig empor. „Es war eine Infamie der Obrigkeiten, Se. Herzogliche Durchlaucht zu molestieren. Wenn die Gerüchte sich bewahrheiten, wird sich der Hof nach Ludwigsburg begeben, und was das für uns alle bedeutet, werden wir noch weidlich erfahren müssen.“

Herr Andreas Moser hielt in seinem beweglichen Gange jäh inne. „Was es bedeutet?“ fragte er streng. „Daß endlich einmal wieder Ordnung in unsere gute Stadt Stuttgart Einzug hält! Seitdem der Herzog jahraus jahrein mit Feten und Komödien sich verlustigt, ist uns der Gottseibeius selbst in alle Knochen gefahren. Und am schlimmsten treibt er es mit Euch Weibsgeluder.“ Sein Zeigefinger hieb durch die Luft. „Die kostbarsten Roben sind Euch nicht teuer genug, ein Fest soll das andere übertreffen, und am liebsten seht Ihr's, daß zu all der Hoffahrt noch der Titel Erzellenz in Euer Haus fliegt, obwohl Ihr doch immer noch das Feilschen hinter dem Ladentisch um des Mammons willen lustig übt. Oder ist es etwa Einbildung von mir, daß Dein Vatersvetter, der simple zweite Gehilfe des soundsovielten Stadt-

schreibers, sich für ein paar hundert Gulden den Titel Sekretarius erhandelte und jetzt einhergeht, als sei er der Herzog selber? In ganz Stuttgart sind so viel Hofräte, Hofkammerräte, Kammerräte, Expeditionsräte, daß vor dem Überfluß an Gerate jedem Vernünftigen der Kopf wirr werden muß.“

Die Frau lachte nur spöttisch zur Antwort. „Du erdreisest Dich wohl noch zu behaupten, daß Dir der Sinn nach keinem Titel steht, es sei denn, man hätte Dir denselben allerhöchst schon verliehen! Was aber die Verlegung des Hofes nach Stuttgart angeht, so sollte das vor allem wohl uns betrüben. Wer denn ist es, der Dir die Gulden in Deinem Sparsack, den Du so neidisch behütetest, von Tag zu Tag vermehren hilft? Wer wird wohl in Zukunft Deine hispanischen Gewürze zu Fudern kaufen, wenn erst die Ludwigsburger den herzoglichen Haushalt besorgen?“ Die scheltende Stimme hob sich zu höchster Höhe. „O Ihr törichten, dreimal vernagelten Mannsbilder! Führen seit Jahren ein Geschäft, wie man es besser in ganz Württemberg auf ehrliche Weise nimmer betreiben kann, und werden sich zu guter Letzt noch in die höchsten Angelegenheiten mischen, als zieme es ausgerechnet ihnen, Moralpredigten zu halten, nur weil sie zum Sündetum zu alt geworden sind. Ich weiß, was Du reden willst“, Frau Amalie schnitt dem Krämer schon das Wort ab, ehe er zaghaft wieder beginnen konnte, „Du möchtest Deine Tochter am

liebsten als Dienstmagd ausstaffieren, so daß sie vor der Zeit weck wird, ohne das Leben gesehen zu haben. Aber ich bin des Hereinredens in meine Erziehung überdrüssig.“

Zum Glück unterbrach hier ein deutliches Klopfen an der Thür die zornigen Worte der Gewürzkrämerin. Madelaine Moser, um die, wie alltäglich, sich der Streit der Eltern zu entspinnen begann, fragte artig, ob sie ihnen eine gute Nacht bieten dürfe. Es war ein seltsamer Gegensatz, wie ihre gesunden kräftigen Glieder, aus Jugendschönheit und unverbrauchter Kraft gefügt, sich in zeremonieller Steifheit bewegten und so einem wohlgeschminkten und erfahrenen Hoffräulein alle Ehre gemacht hätten. Zierlich reichte sie den frischen roten Mund.

Nicht ohne Stolz bemerkte die Mutter den artigen Anstand. Aber Andreas Mosers Zorn und Schmerz schienen darüber von neuem zu erwachen. Er wies seine Tochter höchst unwirsch ab und ließ sich erregt in den hölzernen Lehnstuhl fallen, während sich die Krämerin in lauten Lobpreisungen über die feine Würde Madelaines erging.

„Du solltest doch wenigstens einmal wissen, wofür Du Deine Silberstücke beiseite legtest, Mann!“ sagte sie versöhnlicher. „Das Mädchen soll's einmal besser haben, wie wir beid', das soll unser Stolz sein. Man sieht schon, der Sohn vom Kammerrat am Eßlinger

Tor hat ein Auge auf sie geworfen. Die zwei sind recht füreinander geschaffen.“

„So? Das meinst Du?“ Der Krämer sah die Redende mit ungläubigen Augen an. „Mir will es dagegen scheinen, als denke das Mädchen gar nicht einmal an den Ratssohn. Kenne mich auf solcherlei Dinge aus, mein' ich. Die Dirn will höher hinaus, das ist es eben, was mich freuen läßt, daß der Hof nach Ludwigsburg geht.“

Frau Amalie Moser blieb der Mund vor Staunen weit offen. „Meinst wohl gar, Madelaine, meine Madelaine sei auf einen Herrn vom Hofe aus? Einen dieser windigen Herrchens, die dem lieben Gott die Zeit stehlen und alle Tage Argerniß geben für unsere gute Stadt? Mit einem von diesen, meine Tochter? Meine Tochter sollte ein Frauenzimmer abgeben?“ Ihre Stimme zitterte in neu erwachender Empörung.

Der Krämer wiegte den grauen Kopf. „Es ist alles nur Beispiel im Leben. Wie wir selbst uns betragen, so werden uns die Spätergeborenen nachäffen. Pust Du Dich wie ein schillernder Drache, wird Dein Kind suchen, es Dir noch zu vorzutun. Wer ist es denn“, zürnte der Krämer, „der die Lene anhält, auch nicht eine der öffentlichen Redouten zu verabsäumen, als ob ihrer Seele Seligkeit daran gewönne! Mir scheint, es ist darum nur natürlich, wenn das Kind sich allmählich aus ihrem Lebenskreis herausgewöhnt und nach Dingen trachtet, die einer ihres Standes nur zur

Schande gereichen werden. Oder verschließeſt Du Deine Augen, Frau, vor dem, was ſich alle Tage in Stuttgart ereignet!"

Mit geräuſchvoller Haſt erhob ſich Frau Amalie und bedeutete dadurch, daß ſie den Sermon beendet zu ſehen wünſchte.

„Als ob ein Frauensmensch liederlich würde, wenn es ihr nicht ſchon von Kind auf im Blute gefeſſen hat!“ ſagte ſie verdrießlich und griff nach dem Leuchter.

* * *

In ihren weichen Kiſſen, deren Wärme zärtlich ihren Gliedern ſchmeichelte, träumte Madelaine. Sie hatte noch lange wach gelegen und mit liebkoſenden Fingern das Paſtellbild geſtreichelt, das einen ſtattlich feinen Kavalier im himmelblauen Kleid zeigte, zierlichen Degen an der Seite, und einen herrlich ſtolzen Blick unter weißer Puderperücke.

Die junge Sinnlichkeit des Mädchens ließ ihr Herz lauter ſchlagen. Nicht länger mehr ertrug ſie die engende Haſt des Bettes. Mit den nackten Füßen ſprang ſie auf die Diele, ſtürzte eilends zum Fenſter, denn eben dröhnte von der Turmuhr die erſte Stunde, hallten von nah und fern die Glocken in die Nacht. Madelaine beugte ſich hinunter auf die menschenleere Gaſſe und lauſchte. Voll lag das Mondlicht auf der blühenden, leichtverhüllten Herrlichkeit ihres jungen Leibes. Nur der ſchlurrende Schritt des alten Nacht-

wächters ließ sich vernehmen, der in der Ferne vorübertrrottete und bald verschwunden war.

„Jetzt ist es gute Zeit“, dachte Madelaine, denn das Grollen aus dem ehelichen Schlafgemache der Eltern war schon geraume Zeit verklungen. Die beiden Streiter hatten sich in den Schlaf gezürnt.

„Er wird sein Wort nicht halten mögen.“ Warm fühlte sie die Tränen ihre heißen Wangen herabrinnen. Eine heimliche Sehnsucht wuchs ihr empor.

Am jenem Abend, als die Mutter sie mit guten Worten für die nötige Contenance zu der Maskerade im Lusthaus entlassen hatte, war zum ersten Male das Große, das Unbekannte in ihr Leben getreten. Hatte sie seine geheimnisvolle Nähe schon oft zu verspüren vermeint, jetzt war sie ihm ganz verfallen. Aus prächtigen Kleidern, aus modischen Parfüms, höfischen Bewegungen einer hohen, geschmeidigen Gestalt kam ihr der Zaubergruß, dem sie verfallen mußte. Der bewunderte Mann hatte die Lebende zur Seite genommen und war mit ihr in den einsamen Garten hinausgeschritten. Zwei Arme hatten sich zwingend um Madelaine geschlungen, preßten sich um ihre Hüften und die zitternde, wogende Brust, daß das Blut in ihr brauste und schoß. Eine herrische, des Widerspruchs ungewohnte Stimme aber hatte plötzlich einen weichen, schmeichelnden Klang, flüsterte zärtliche und beschwörende Worte; sie sprachen von Liebe und Seligkeit, daß es dem Mädchen schwindelte.

„Du liebst mich?“ hatte der feine, unbekannte Herr gefragt, dem schon ihr ganzes Herz gehörte, als ob es immer sein gewesen wäre. Madelaines stummer Blick war ihm Antwort genug, und er hatte hinzugefügt, daß er sie holen werde, bald. Heute aber war der Tag, an dem er sein Versprechen zu erfüllen geschworen hatte.

Madelaine wußte zwar nicht recht, wie sich ein Verhältnis zwischen ihr und dem Vornehmen in Zukunft gestalten könne. Aber die Mutter sprach stets davon, daß für sie nur der beste Freier gut genug sei. Ein merkwürdiges Gemisch von Ahnungslosigkeit und Reife, gleich Madelaine einem jungen Bäumchen, um das eine unverständliche Laune einen goldenen Gitterzaun zu legen befahl, als sei es eine seltene Kostbarkeit. Noch blieb aber mehr Natur als weltliche Erziehung, nur daß die heftig begehrenden Sinne keinen Argwohn in ihr aufkommen ließen.

Jetzt hob das Mädchen den blonden Kopf, horchte auf. Hallende Schritte wurden vernehmbar. Schon wollte sich ein leiser Jubelschrei der Harrenden entringen, als sie neu erstaunte. Denn das Geräusch rührte von weit mehr als einem nächtlichen Straßengänger her. Und weil die Nähererschreitenden auch ohne jede Vorsicht auftraten, konnte es unmöglich der erwartete Liebste sein. Seltsam war nur, daß der Lärm geradezu auf die Gasse hielt und jetzt ein Haufen von sechs oder acht Männern näherkam, die man im Mondlicht deutlich erkennen konnte.

Entsetzt konnte sich Madelaine noch gerade in ihre Kammer zurückflüchten, als auch schon am Haustor Häufte Einlaß beehrten und, weil sich zunächst nichts hören ließ, ungeduldig zu hämmern und mit den Füßen nachzuhelfen begannen. Die unbestimmte Ahnung, ihre heimliche Verabredung und die gewalttätige Ruhestörung möchten in irgendeiner seltsamen Verbindung stehen, erregten das Mädchen im Übermaß, und sie brach in Tränen aus.

Unterdessen waren auch die Krämersleute wach geworden. Seufzend hatte der alte Moser eine Leuchte ergriffen und stolperte die Stiege hinab. Am Fenster war Frau Amalie erschienen und führte heftige Scheltreden. Lachen und Fluchen antworteten ihr. Noch ehe der Krämer aber die Tür erreicht hatte, löste sich aus dem Lärm eine gebietende Stimme, die offenbar einem militärischen Befehlshaber angehörte:

„Im Namen Seiner Herzoglichen Durchlaucht, öffnet ohne Verzug!“

Madelaine, die mit angezogenen Knien auf ihrer Lagerstatt kauerte, fühlte, wie es sich ihr eiskalt um die nackte Haut legte, ein furchtbares Entsetzen sie gepackt hielt. Aber auch dem Krämer wankten die Knie, als er den rostigen Schlüssel mit zitternden Fingern drehte und jetzt die Schar der Soldateska, der Anführer voraus, in das Haus lärmte. Überall auf der Gasse öffneten sich die Fenster. Verschlafene Gesichter er-

schiene, trübe hing ihnen der Zipfel der Nachtmütze vor dem Gesicht.

Mit einem Schrei verletzter Schamhaftigkeit flüchtete Frau Amalie, der Wohlanständigkeit halber, in ihr eheliches Gemach zurück. Hinter der Türspalte lauschte sie gierig. Der Herzog beehrte durch eine eigene Ambassade ihr bürgerliches Haus. Das mußte einen ungewöhnlichen Grund haben, und der Kavaliere, der sich vorher wohlgesetzt aufführte, war gewiß zu einer besonders freudigen Botschaft ausersehen worden.

„Seine Herzogliche Durchlaucht befiehlt,“ las der Offizier, „daß Eure Tochter Madelaine, die bei der letzten Redoute Höchstdeselben Wohlgefallen erregt haben, sich unverzüglich unter unserer Begleitung in das Schloß begeben, damit ihr dort die Ehren erwiesen werden, die einer solchen Beauté geziemen.“

Dreifach hallte ein Schrei durch das alte Haus. Andreas Moser war niedergestürzt und schwankte wie ein Kranker. Wächtern fahl war sein armes Gesicht, als jetzt aus Madelaines Zimmer ein wildes, angstvolles Weinen erbarmungsheischend sich Bahn brach. „Ihr Herren“, stammelte der Krämer, „es ist nicht möglich, ein Scherz!“ bettelte er, während droben das Mädchen ihre Kleider gerafft hatte und sich hastig anzuziehen begann, in der unsicheren Hoffnung, irgendwie noch dem kommenden Verhängnis zu entfliehen. Frau Amalie aber vergaß seit langem zum ersten Male wieder den künstlich geübten Anstand vornehmen

Seremoniells. Wie Ketten vor dem Urthieb, so waren die Bänder zerprungen, die sie selbst um ihres Wesens eigentliche Art gelegt hatte. In blinder Hast stürzte sie auf den frechen Verkünder der schamlosen Botschaft und kam mit ihren festen, fleischigen Fingern seinem hochmütigen Gesicht so nahe, daß er schnell zurücktrat. Da streckten die Begleiter ihre Bajonette. Und wie sich die zornige Mutter wehrte und zwischen die harten Eisenläufe zu zwängen versuchte, warf sie ein Kolbenstoß zurück und rauh zu Boden.

Der Offizier, dem solche Szenen nichts Absonderliches mehr bedeuteten, war schon an die Kammertür getreten und begehrte Einlaß. Madelaine hatte sich bebend in den dunkelsten Winkel geflüchtet, aber schon drängten die Männer in das Gelaß und umringten die Schutzlose.

„Verzeihung, Demoiselle, wir kennen uns wohl?“ sagte der herzogliche Leibgardenführer. Halb lag Spott in seinem Ton, halb ein Schein von Bewunderung vor der einfachen Anmut der Hilfslosen, die jetzt plötzlich von allen Schnörkeln und Unnaturen weltlichen Wesens befreit, kein anderes Bild mehr bot, als das eines von aller Welt verlassenem Menschenkinds. Wie ein Waldtier in der Schlinge, so sah sich Madelaine in ein Unglück verstrickt, das sie in Unwissenheit selbst heraufbeschworen hatte.

„Ich sehe, meine Dame“, spottete der Offizier, „Sie haben schon alle Vorbereitungen für den Aufbruch ge-

troffen.“ In der That vermochte sein lüsterneß Auge in der Kleidung der Jungfrau kein Anzeichen zu entdecken, das auf die so schleunig beendete Nachtruhe hindeutete.

War Madelaine schon bei den ersten Worten des Mannes zusammengeschrückt, so bekamen ihre Augen jetzt einen großen, geweiteten Blick. Abscheu und Entsetzen sprangen aus ihnen hervor. Sie hatte die Stimme erkannt. So hatte der Mann gesprochen, der unter der Larve des Karnevals ihr genakt war, um ihr Herz zu stehlen. In jäher Furcht eilte das Mädchen zum Fenster, schon griff sie den Rahmen.

Harte Fäuste zogen sie zurück. Sie fühlte sich emporgehoben und davongetragen. „Eine wilde Dirn“, sagte der Leibgardenführer voll Anerkennung, „der Herzog soll seine Freude daran haben!“ Er sah lachend, wie Madelaine um sich schlug, bis die Kräfte sie verließen und die barmherzige Ohnmacht sie umhüllte.

Über den Körper der Mutter hinweg, an dem stöhnenden Krämer vorbei, der wie erstarrt vor sich niedersah, ging der Zug. In eine soeben anrollende Kalesche schob man die Entführte. Der Schlag fiel dröhnend; das Gefährt setzte sich in Bewegung, von der Begleitmannschaft gefolgt, die zu den anliegenden Häusern Drohworte hinausschickte, daß die nächtlichen Gestalten der Neugierigen ängstlich und schleunig verschwanden.

II.

Bienenemfuge Bewegung erfüllte die Vorzimmer Seiner Herzoglichen Durchlaucht. Adjutanten in prächtig verzierten Uniformen ordneten die ankommenden Besucher in zwei langen Reihen, verneigten sich jetzt tief vor dem hohen Würdenträger, dem sie die große Flügeltür zum Arbeitszimmer des Herzogs schleunig öffneten.

Als der Minister über die Schwelle trat und man für einen Augenblick die Stimme des Fürsten zu hören vermeinte, schloß den harrenden Menschen der Atem ein. Lautloser standen sie.

Montmartin hatte seinen Vortrag beendet. Der Herzog kniff die Augen ein. Sie blickten voll Hochmut und Herrschsucht über den Minister hinweg. „Überbringt meine letzten Befehle: Der Hof verläßt noch heute Stuttgart. Paß!“ Er krallte wütend den elfenbeinernen Knopf seiner Reitpeitsche. „Gut, Montmartin, bin einverstanden, sollen mich besser kennenlernen!“ Er schlug die Gerte quer über die aufgeschichteten Papiere. „Werden sehen, was sie ohne Unsere présence bedeuten.“

Ein Offizier war eingetreten, blickte erschrocken.

„Säh? Was will Er?“ fragte Karl Eugen zornig und besann sich, lächelte höhnisch. „Ah, ich weiß, wir

haben ‚unseren Freitag‘.“ Er packte die goldenen Seitenlehnen seines Sessels. „Das Schloß ist von allem Volk umgehend zu räumen“, sprach der Herzog langsam, fast freundlich, „ich beseitige die Audienz für Stuttgart mit dem heutigen Tage.“

Eilig ging der Offizier. Mit gemachter Bestürzung trat der Minister ein paar Schritte zurück, zeigte ein bedauerndes Gesicht. „Herzogliche Durchlaucht, in aller Ehrfurcht“, sprach Montmartin und schloß sorgfältig die Mappe, die er unter dem Arm trug, „ich will als Untertan dieses Landes und Euer Herzoglichen Durchlaucht erster Diener meine Stimme für das Volk erheben, um dessen Wohl allein ich an meine Stelle berufen bin.“ Des Grafen Gesicht blieb unbeweglich in hoheitsvoller Würde.

„Volk?“ beehrte Karl Eugen auf und sank in Nachdenken. Dann sah er mit hellen, forschenden Augen zum Minister, sprach fordernd: „Nun, was ist's?“

In leichter Verlegenheit rieb Montmartin, der eher eine Entgegnung als diese einfache Frage erwartet hatte, die Hände. „Herzogliche Durchlaucht“, sagte er in vorsichtiger Langsamkeit, „es bleibt die erste Aufgabe des Souveräns und seiner Diener, darüber zu wachen, daß nie das Recht gebeugt und niemals auch nur mit der Ungerechtigkeit verwechselt werden kann.“ Der Graf hatte seine alte Sicherheit wieder. „Bevor Euer Herzogliche Durchlaucht Stuttgart verlassen, muß den widerspenstigen Untertanen noch ein-

mal der Weg gewiesen werden, um vielleicht zur Einsicht zu gelangen.“ Der Minister stand wartend, der Augenblick schien ihm günstig zu sein. „Man spricht davon, der Kirchenratdirektor Wittleder mißbrauche gröblich das ihm von Euer Durchlaucht geschenkte Vertrauen. Man berichtet von verderblichen Bestechungen, staatsgefährlichen Unterschlagungen.“ —

Karl Eugen schlug jäh die Faust auf den Tisch. „Gedenkt man schon wieder, meinen getreuen Verwalter zu verleumden? Will man mir einen besseren Ratgeber präsentieren?“

Mit betrübtem Gesicht redete Montmartin. „Um so treuer ein hoher Beamter seine Pflicht versieht, desto stärker wird er mit Neid verfolgt werden. Ich berichte nur, wie meines Amtes ist. Niemand weiß die Verdienste des Herrn Wittleder besser zu schätzen als ich selbst. Gerade daß besagte Persönlichkeit infolge seiner Talente aus der Tiefe des Volkes zur hohen Staatsstelle stieg“, betonte der Minister, „wird ihn in den Augen aller Recht denkenden besonders bewundernswert machen. Euer Durchlaucht bewiesen so auf's neue, daß der Souverän Württembergs über die Bevorzugung irgendeines Standes hoch erhaben steht.“

Ungeduldig holte Karl Eugen ein Aktenbündel auf seine Knie. Will der Graf dem Wittleder an die Kehle, dachte er grimmig. Wird er anmaßend, weil er weiß, daß ich ihn in den Wirren dieser Zeit schlecht

entbehren kann? Wittleder ist der einzige, der meine Finanzen in Ordnung hält; ist mir gleich, wie. Er unterbrach den Sermon des Ministers, sprach höh-nisch: „Ihr tut gut, den Herrn Wittleder zu loben, Graf! Seine Arbeiten bringen mir in dem gleichen Maße Nutzen, wie Eure Vermögenssteuer mir das Leben vergällt.“

„Bei der Größe des Objectes ist die Zeit, die es beansprucht, naturgemäß langwierig zu ertragen.“

„Obendrein noch, weil der Kaiserliche Hof sich in meine Scherereien mischt.“ Karl Eugen warf dem Grafen die Akten vor die Füße.

Montmartin rieb sich die Stirn. „Man weist nicht zu Unrecht auf Preußen.“

Hoch ragte der Herzog in dem goldverzierten Prunkgemach empor, seine Gestalt schien sich vor einer ihr innewohnenden Leidenschaft noch zu vergrößern, unruhig flackerten seine Augen. „Friedrich, den sie den Großen nennen“, sprach Karl Eugen tonlos. Dann hielt er dem höfischen Mann die Fäuste vor das fahle, gepuderte Gesicht. „Warum überschätzt Ihr Euren Einfluß in Wien, häh? Traue Euch nicht, Graf!“ Er winkte ungnädig Entlassung. „Ich will die Stuttgarter Ratsherren empfangen, allez, vite!“

Tief beugten drei Männer im schwarzen Habit die Rücken. Karl Eugen hatte ungeduldig den Stock erhoben, als der Sprecher seine Rede hielt. „Ah, bah“, unterbrach ihn der Herzog, „Ihr wollt die Erhöhung

der neuen Steuer nicht, ich weiß. Glaubt wohl, Ihr hättet aus Eurer Verfassung ein Recht, mir zu trohen? Felonie gegen den Landesherren?" schrie er die Erschrockenen an. „Vielleicht müßte ich Euch zwingen, daß Ihr Råson annehmt, aber sehen wir zuvor, ob Ihr Euch nicht noch besinnt. Ich verlasse heute die Mauern meiner auffälligen Hauptstadt, sagt das Euern Bürgern!“ Sein Stock fuhr dem Sprecher der Abordnung an die Brust.

„Herzogliche Durchlaucht“, zitterte der Mann, „es ist nicht Ungehorsam, nicht Felonie, die uns treiben. Die Stadt ist schon über ihr Maß belastet.“ Der Ratsherr hatte Tränen in den Augen. „Herr, verlaßt uns nicht, eher prüft das Gesetz noch einmal. Vielleicht ließen sich Vereinbarungen ermöglichen!“

„Verhandeln?“ fragte Karl Eugen herrisch und wiederholte noch einmal: „Verhandeln? Ich befehle Euch, und das genügt!“

Sprach man nicht immer davon, Württembergs Herrscher sei besser, denn sein grausamer Ruf? Gab es nicht eine Brücke von ihnen, den getreuen Untertanen, zu seinem stolzen Herzen? Der Ratsherr sah das Spiel noch nicht verloren. Er nahm seine ganze Kraft zusammen, seine Stimme war von rührender Herzlichkeit, als er den grauen Kopf hob und flehte: „Wenn Euer Herzogliche Durchlaucht sich der Liebe bewußt gewesen sind, die die gute Stadt Stuttgart durch alle Zeiten ihrem Fürsten erwies, so mögen die

Gründe unserer Wünsche auch keine Ungnade Eurer hohen Person nach sich ziehen. Denn wir stehen vor Euer Durchlaucht“, beschwor der Ratsherr, „weil uns das Allgemeinwohl am Herzen liegt. Um des Vaterlandes willen flehen wir vor unserm Herrn.“

Aus den blauen Augen des Fürsten fuhr ein grim-miger Bliß, er ließ die Bestürzten stehen. „Ich sehe, daß Euch nicht zu helfen ist“, sagte Karl Eugen. „Was Vaterland? Ich bin das Vaterland!“

Entsetzt wichen die städtischen Gesandten.

Die Ungnade des Herzogs war offen ruckbar geworden. Die meisten Bittsteller zogen es vor, das Schloß eilends zu verlassen. Nur ein alter Mann ließ sich durch das Flüstern um ihn her nicht aus seinem Versunkensein schrecken, saß bald nur noch allein in die Saalecke gedrückt, als der Adjutant ihn am Ärmel packte. Er prüfte den Sonderling mißtrauisch. „Er ist Gewürzkrämer, heißt Moser, was will Er hier?“

Verstört nickte der Alte leise. Dann raffte er sich wie in Eingebung empor. „Ich muß zum Herzog!“ Er sah mit übermächtigen, fiebrigen Augen zur hohen Flügeltür, schob sich mit zitternden Knien vor. „Ich muß ihn sprechen“, wiederholte er, drängte den verwunderten Offizier.

Übergroße, silberfunkelnde Sporen klrzten im Saal. Der Kapitän der Leibgarde kam, den Antritt der Wache zu melden. Da sah ihn der Alte. Weit, starr quollen seine Augen. Er entriß sich dem Adjutanten,

zitternde, gierige Finger streckten sich nach dem Goldfragen des Kapitäns. „Räuber“, schrie der Alte mit gellender Stimme, „wo hältst Du meine Tochter?“ Er würgte am Halse des Mannes, der ihm die Frau geschlagen, sein Kind entführt hatte.

Die beiden Offiziere suchten den Wütenden zu bändigen. Karl Eugen stand plötzlich vor ihnen. „Was ist das?“ fragte der Fürst erstaunt.

„Allem Anscheine nach ein Mordversuch“, keuchte der Adjutant und hielt den wimmernden, um sich schlagenden Mann mit beiden Armen.

Karl Eugen sah in die unruhigen Augen des Kapitäns. „In der That wohl, ein Mordversuch“, sprach Herr de la Roche rasch und wich dem Blick des Herzogs aus.

„Der Mann ist mir nicht unbekannt, ich würde sein Schicksal bedauern. Man nehme ihn zuvor in festen Gewahrsam.“ Karl Eugen kreuzte die Arme auf dem Rücken, wandte sich. „Ich erwarte Euren Bericht Kapitän!“

* * *

Josephine schlug die Knie übereinander, ließ die wohlgeformten, nur etwas mageren Waden sehen, blickte mit verschleierte Augen. „Daß Ihr mich so turbiret, Monsieur! Oder bringen Euer Hochwohlgeboren Nachrichten, die mir die Laune verderben

könnten?“ Sie wurde blaß, daß man es unter der Rouge hell schimmern sah.

Sie verliert täglich, dachte Graf Montmartin, sie besaß eigentlich nie mehr als ein freundliches Temperament, als der Herzog sie auszuzeichnen begann. Aber wenn sie mir zu Willen ist, werde ich sie stützen. Mit Befriedigung bemerkte er die Unruhe der Dame. „Ich komme soeben vom Herzog“, antwortete er mit galanter Verneigung und beschloß bei sich, die Zeit gut zu nützen, die den Monarchen noch bei der Audienz beschäftigt hielt. Ihm war wohlbekannt, daß auch Wittleder sich um die Gunst der herzoglichen Mätresse bemüht hatte, nur daß der unerzogene Emporkömmling nicht viel Glück dabei bewies. Neuerdings nun hatte er die Geldbedürfnisse der Tänzerin als zu hoch befunden und beim Herzog dagegen Einspruch erhoben, nicht ohne Erfolg. Das mußte ihm die Gunst Josephines völlig verscherzt haben, und Montmartin konnte es wagen, sich nach der unfruchtbar verlaufenen Audienz mit der Tänzerin zum Sturze Wittleders zu verbünden.

„So befinden sich Seine Durchlaucht wohl?“ fragte Madame Josephine. „Ich empfang die Botschaft seiner Visite zum Souper.“ Sie dachte mit Bangen, daß der hohe Geliebte seit langem nicht mehr seine liebessehnsüchtige Ankunft zu einem Rendezvous gemeldet hatte. Nicht mehr die hohen Flammen wie einst schlug sein Sinnensturm. Das erfüllte sie mit ge-

heimer Sorge. „Eh bien — und wie portieren sich Eure Gräfliche Gnaden selbst?“

Montmartin neigte sich in Dank. „Die Sorgen des Tages drücken schwer, ma belle. Seine Herzogliche Durchlaucht sind nicht der besten Laune.“

Gelangweilt, trübe nickte Josephine, als sei ihr die Nachricht nicht fremd.

Der Minister seufzte auf. „Seine Durchlaucht leiden unter der Kenitz der Untertanen. Die täglichen Intrigen des Hofes verstimmen ihn. Wir erfahren es selbst am besten, Madame, wie solche Banalitäten unser Leben zu verkümmern wissen.“ Er sah sie bedeutsam an. „Jeder von uns, die wir in den Augen der anderen etwas bedeuten, unterliegen dem Neide der Kleineren. Vraiment, dabei besitzen wir doch nur ein Amt, dessen Mühen schwerer zu tragen sind, als sein Glanz leuchten mag. Wir haben nicht einmal die Zeit, Geschichten zu wissen, die man böswillig über uns in Umlauf setzt. Werden wir selbst Sprachrohr einer solchen, erleiden wir neue Ungnade, indem man uns nicht Glauben schenkt. So ließe sich der Herzog etwa niemals die Person des Herrn Wittleder verunglimpfen. Der Kirchenratdirektor ist ein listiger Kopf, ein bedeutender Mann und Ratgeber.“ Der Minister spielte mit dem Diamantring an seiner Hand.

„Sie überschätzen den Gamin!“ rümpfte Josephine die kleine Nase. „Ein Mann ohne Erziehung, der

kaum weiß, wo seine Wiege stand, ein ehemaliger Korporal, der dem Frédéric le Grand entlief.“ Die Dame ereiferte sich. „Durch ein Mirakel brachte er es in Württemberg zum Adjutanten, bis er sich in Zivilstellen lancieren konnte. Und daß er Karl Eugen gefiel? Wir brauchten Geld, hélas, man fragt dann nicht. Im übrigen versteht er diese Affären.“

Montmartin hatte gelernt, wie Frauen erst über den Umweg einer ausgiebigen Gefühlsbefreiung zum Gegenstand einer Sache gebracht werden müssen. „Ihr liebt den Direktor nicht?“ sagte er auf den Kopf zu. „Man tut besser daran, alle Reibeflächen, die sich an diesem Hofe bilden könnten, tunlichst zu vermeiden, damit man nicht zwischen sie gerate, als poudre de riz verbraucht werde!“ Er lachte leise. Dann bog er sich zu der Laufschenden vor: „Man hört allerlei, man flüstert sich zu, der Direktor wolle Euch nicht zum besten? Vielleicht ein Geschwäß!“ Er tat gleichgültig und schüttelte den Kopf.

Die um ihre erschütterte Machtstellung besorgte Schöne hing an seiner Rede. In unterdrückter Erregung riß sie an dem kostbaren Besatz ihres rosa-seidenen Tüchleins. „Pah!“ Josephine fand sich im Besitze eines geheimen Trumpfes in die alte Sicherheit zurück. Zierlich drehte sie die Spitzen ihrer goldenen Stöckelschuhe. „Man sagt, dieser Herr Wittleder habe Klugheit und Vorsicht für sich gepachtet, mais par exemple, als wir einmal seine poetische

Studierkause, dieses Gehäuse von Staub und schmutzigem Papiergeruch, si donc, mit der Herzoglichen Durchlaucht besuchten, lag ein Stück Dokument, ein Brief mit des Direktors eigener Unterschrift, achtlos auf die Erde geworfen. Man hat Einfälle, ich bückte mich schnell, und als Herr Wittleder auffah, ohne die Situation bemerkt zu haben, war der interessante Gegenstand schon in meiner Hand, als ob er immer dorthinein gehört hätte.“

Montmartin geriet in Erregung und konnte seine Freude kaum verbergen. Er streckte die Hände aus. „Pardon, ma belle, Ihr liebet es mich nicht eher wissen?“ An einem bronzenen Kasten schloß triumphierend die Tänzerin und zog einen unscheinbaren Zettel hervor, darauf der Graf seines Gegners Schriftzeichen erkannte.

Josephine schwang den Raub durch die Luft, hielt ihn hoch hinauf vor den gierzitternden Fingern des Ministers. „Mon cher comte“, lachte die Frau, „was gebt Ihr für unsere Alliance? Ihr werdet besser wissen, daß man seine Bundesgenossen prüft, ehe man ihnen Konfidenzen macht!“

„Briefe besagen meist nichts!“ Montmartin tat enttäuscht. „Sie können angezweifelt werden, man erreicht dann nur das Gegenteil von dem, was man bezweckte. Herr Wittleder ist mir weder Freund noch Feind, interessiert mich nur, soweit es das Staatswohl erfordert. Ihr, Madame, unterschätzt ihn, ich

schätze ihn nur. In der Art, wie Ihr den Kirchenrat-
direktor betrachtet, war er also nicht nur unvorsichtig,
sondern auch törricht, als er dem Herzog bekannte, er
bewundere die Genügsamkeit des Hohen Herrn: Ohne
Variante sei Seine Durchlaucht noch immer der
gleichen Liebe ergeben — seiner ältlichen Madame
Josephine?“ Mit Bedacht vergaß der listige Mont-
martin alle Zartheit.

Ein Aufschrei aus empörter Brust antwortete ihm.
Aufrichtige Tränen flossen aus den schmalgeschnittenen
Augen der Tänzerin, war ihr doch plötzlich roh ent-
hüllt, wer ihr des Herzogs Liebe erkalten machte.
Wittleder, sein Günstling, an dessen Ruf ihr fürst-
licher Freund keinen Tadel, ob wahr oder falsch, heran-
ließ, war der Dämon, der ihn beriet. Mit bebenden
Händen hob Josephine den kostbaren Brief, durch den
sie den Mann zu verderben gedachte, der es mit ihr
aufzunehmen wagte. Die Aufgeregte achtete dessen
nicht mehr, wie die Tränen ihr die Wangen herab-
liefen und sich durch den Puder unfreundlich Rinnfal
brachen.

„Er soll sich hüten!“ Aus Josephines Augen fuhr
der grimmige Haß einer Frau, die sich in ihrer Eitel-
keit auf das schwerste getroffen sieht. „Ich werde be-
weisen, wer der Stärkere ist, seine eigenen Schriftzüge
sollen den frechen Verleumder verderben!“

Mit Befriedigung vermerkte der Minister seinen
Sieg. „Naturellement, es wäre gerechte Strafe für

den Arroganten“, stimmte er wohlgefällig bei. „Aber wenn er den Verlust des Papiers bereits bemerkt hat?“

„Sein Inhalt ist so gehalten, daß er beweist, wie viele alltäglich zum Schaden des Herzogs seinen Schreibtisch verlassen“, rief Josephine eifrig. „So wird Wittleder sein Fehlen kaum beachten, weil er den Brief abgesandt oder vernichtet glaubt.“

Montmartin sah bedenklich drein. „Wenn sich auch der Herzog der Wahrheit dieser Zeilen nicht verschließen wird, mir scheint aber, der Kirchenratdirektor steht heute höher in seiner Achtung als Ihr, ma belle madame. Seine Durchlaucht kann, der Himmel verhüte es zu Eurem Heile, das Schriftstück als gefälscht erklären. Ich habe Beweise, daß Karl Eugen alle Anschuldigungen gegen den Direktor zornig und mit seiner höchsten Ungnade beantwortet. Dann aber würdet Ihr, Madame, das eigene Schicksal nur beschleunigt haben.“ Er saß steif und voller Trauer.

Josephine aber sah ein, daß die Krise, die sie bisher nur geahnt hatte, schreckhaft in ihre Nähe trat. Montmartin hatte Recht, ihr Einfluß auf den Herzog war längst nicht mehr der alte. Aber wo war der Ausweg? Sie biß zornig, in angstvoller Ohnmacht, die weißen Zähne in die geschminkten Lippen. Letzte Hoffnung zu finden, hörte sie den Grafen sprechen.

„Es gibt vielleicht noch ein gutes Mittel. Ich bin ein Freund der Frauen, Madame“, flüsterte Mont-

martin, „ich beweise es durch die That, ma plus belle princesse“, betonte er anzüglich. „Die Ereignisse überstürzen sich an diesem Hofe. Beschränkt Euch darauf, bei jedem, was auch dem Herzog an seiner Umgebung mißfallen mag, in aller Vorsicht ihm Herrn Wittleder als die treibende Kraft vorzustellen. Ich aber unternehme den Angriff. Trotz wechselnder Launen bin ich Karl Eugen noch immer unentbehrlich. Gebt mir den Brief, er soll, parole d'honneur, seinen Zweck nicht verfehlen!“

Noch zauderte die Ratlose, aber des Ministers Blick ging ernst über sie hinweg. Die in allen höfischen Zungenkünsten Wohlerfahrene fühlte, daß Montmartin es ehrlich meinte, solange sie der gemeinsame Feind bedrohte. Mit schnellem Entschluß reichte Josephine den geraubten Brief.

Ohne durch das geringste Zeichen seine Freude zu verraten, nahm der Graf das Dokument, prüfte es mit kurzem Blick. „Es mag einmal seine Pflicht tun.“ Er faltete sorgfältig den kostbaren Gegenstand, verbarg ihn gut. „Je suis toujours le vôtre!“ Der Minister griff nach der weichen Frauenhand, küßte sie zum Abschied, wie es schien, länger und vertraulicher, als da er gekommen war, und ging lautlos hinaus.

III.

Der Direktor des Kirchenrates saß an einem mit Papieren überhäuftem Tische. Steil und dürr hingen die Arme an seiner breitbrustigen und sehnigen Gestalt. Die kleinen unruhigen Augen in dem gelben Gesicht betrachteten die tünchene Decke, scharf und überlegen gingen die Gedanken des Mannes.

„Dieser Tag wird mich interessieren“ sprach Wittleder vor sich hin, warf ein zerrissenes Bündel Bittgesuche, die ihm ohne Erträgnis schienen, achtlos beiseite. Seine niedrige Stirn krauste sich. „Karl Eugen wandelt sich wie eine Reptilie. Er hat sein altes Liebesgirren verlernt und könnte mir eines Tages mehr in die Karten blicken, als es mir genehm sein wird. Sein träges Blut soll darum zu unserer beider Freude bald neu erhitzt werden.“ Er blätterte in seinem Buche. „Der Hofkammerrat wird dranglauben müssen!“ Er ersah, daß derselbe vor Halbjahresfrist seine Beamtenstelle um zweitausend Gulden erhielt. „Man hat viertausend dafür geboten. Doch will ich milde sein, soll der Mann es versuchen, noch einmal dreitausend dazu aufzubringen, um den andern zu überbieten.“

„Sündme sollte kommen!“ Der Direktor schüttelte Sand auf die tintennassen Seiten eines neubeendeten

Schriftstückes. „Alles in Ordnung! schrieb la Roche. Gut! Aber ich wüßte bald mehr. Und Montmartin? Das wird ein weit gefährlicherer Gang! Jérôme?“ Er horchte zur Thür.

Dem Kirchenratdirektor nicht unähnlich in seiner Häßlichkeit, beugte ein Mann in der scharlachroten Uniform der herzoglichen Heibucken vor dem mächtigen Beamten die Knie. Ohne auf seine Würde Bedacht zu nehmen, zog ihn Wittleder dicht zu sich heran.

„Ah, gut, Montmartin sprach beim Herzog von mir?“ Er lachte auf, als er des Ministers Abfuhr vernahm. „Nur schade, daß der Graf mit seinen Geschichten nicht über den Anfang hinaus kam, sonst wüßte man mehr. Er ging zur Madame? Françoise hat gelauscht, aber konnte nichts erfahren? Schlecht! Für dieses Mal bleibt es sich jedoch gleich.“ Seine Freude wuchs. „Die Staatsgeheimnisse, die er ihr anvertrauen konnte, wird die Dirne hier nicht lange mehr verwenden können. Aber der Graf bleibt gefährlich. Aus dem Herzog, der heute noch mein Mitwiffer ist, kann morgen schon mein Richter werden, wenn man ihn von stärkerer Seite dazu drängt.“

Aufmerksam las Jérôme in seines Herrn Gesicht, aber das ewige Lächeln darin ließ kein Erraten zu.

„Man hat den Grafen weiter zu beobachten“, sagte Wittleder wieder, „ich erhöhe von jetzt an den Lohn.“ Er schob ein paar Goldstücke herüber. „Und das

Mädchen, das der Herzog im Lusthause vor mir lobte, als sie mit Herrn de la Roche promenierte?“

„Gestern nacht holte der Kapitän die Jungfer, sie ist auf dem Wege nach Ludwigsburg.“

Sehr gut, dachte Wittleder erfreut, dafür, daß ich de la Roche die Schulden bezahlte, schenkt er dem Herzog seine Geliebte, ehe er sie selbst noch besessen hat. Für Gold wissen die Männer sogar sinnliche Begierden zu zähmen. Und der Herzog? Hat man ihm schon von dem Streiche berichtet?

In höchster Zufriedenheit rieb Wittleder die Hände. „Der Herzog weiß also nicht, daß ich dahinterstehe. Er wird die spießbürgerliche Schöne sich als neue Laune attachieren. Der Marquis l'Estrade mag ihm dazu behilflich sein. Die welsche Tänzerin aber, die den Herzog zu langweilen begann, die häßliche Josephine, hat ausgespielt, und mein Plan gelang mir. Verehrungswürdiger Himmel“, spöttelte Wittleder, „ich danke Dir.“ Er fuhr sich über die niedrige Stirn. „Im allgemeinen pflegen diese Offiziere ihr Ehrentwort nicht zu brechen, ich bin also sicher vor dem Kapitän. Nur soll man, wenn ein Weib mit im Spiele, soweit das möglich ist, alle Begebnisse vorauszubedenken versuchen.“

Mit plötzlichem Griffe hielt er den Heiducken gepackt. „Ich habe Dich bis jetzt nur nach der guten Seite erproben können, Bursch“, drohte Wittleder. Seufzend merkte der Zappelnde den alten Soldaten-

griff in seines Herrn Faust. „Hüte Dich, daß es sich jemals ändern könnte. Ich erinnerte mich sonst, daß ein gewisser württembergischer Soldat vor der Leuthener Affäre seinen Kapitän erstach und dann entlief.“ Er nickte freundlich. „Der Herzog Karl Eugen pflegt solche Leute zu räubern und zu vierteilen. Geh!“

Wie Jérôme zum Ausgange entwich, hörte man schnelle, kräftige Schritte. Die Männer kannten den Gang. Schnell barg Wittleder sein geheimes Rechnungsbuch und sah zur Thür.

Den Stock in der Hand, den er lässig auf die weißbestrumpften Waden schlug, stand Karl Eugen vor seinem Beamten, nahm den kriechend dargebotenen Stuhl.

„Welche Ehre“, hauchte Wittleder ersterbend, „was befehlen Herzogliche Durchlaucht? Darf ich die Bücher vorlegen, berichten?“

„Antworten soll Er“, schnitt ihm der Herzog das Wort ab, „Ihr wißt?“ Unvermittelt kam seine Frage.

Unbeweglich blieb Wittleders Gesicht, bedauernd verneigte er sich bis tief zur Erde. „Die Neuigkeiten in meines hohen Herzogs Umgebung sind täglich und überreichlich, wie es für den berühmtesten Hof im Heiligen Römischen Reiche nicht absonderlich erscheint.“

Anmutig warf Karl die Handschuhe neben sich, blickte königlich, wie es ihm zum zweiten Gesicht geworden war, auf den Mann. „Ein Jemand meines

Hoffstaates hat eine ehrsame Jungfrau dieser Stadt gewaltsam entführt. Die Untat wiegt doppelt schwer, da mein Name noch dazu mißbraucht wurde.“

Wittleder tat erstaunt, schlug die Hände, als entrißte er sich über den Frevel. In seinem Hirne aber krochen die Gedanken. Sollte la Roche mich verraten haben? Ich glaube nicht, denn die zweite Rate seiner Schulden ist erst fällig, wenn der Streich gelang. Aber der Herzog ahnt?

„Leider“, sagte Karl Eugen, und seine Stimme verlor an Klang, „ist mir die Jungfer selbst nicht unbekannt. Man weiß, daß ich mein Wohlgefallen für sie in meiner Umgebung bekundete. Soweit ich mich sogar erinnere, sprach ich gerade zu Euch, Herr Wittleder, davon? Hä?“

Der Direktor hielt den Kopf schief zur Seite geneigt, seine Augen suchten im Zimmer, als wollten sie dem Erinnern entreißen, was seinem Gedächtnis entfallen zu sein schien.

„Nun?“ fragte Karl Eugen zum zweiten Male. „Man wußte doch, daß ich die gewaltsamen Abenteuer verabscheue, zumal sie mein landesherrliches Verhältnis zu den Untertanen in Mißklang bringen möchten?“

„Weshalb ich meinem Fürsten anempfehle, alle, die solche That begingen, zum mindesten des Landes zu verweisen, sofern man nicht Härteres ersinnen sollte, da sie

auch Ihren Namen zu mißbrauchen sich erfrecht haben!" sagte Wittleder ruhig.

Voll Erstaunen wich Karl Eugen zurück. Hatte Josephine ihm nicht soeben erzählt, sie habe den la Roche in der letzten Zeit des öfteren bei Wittleder aus und eingehen sehen? „Ich glaube doch“, begann er unsicher von neuem, „als hätte ich auch damals im Lusthause zu Ihnen über die Dame, mit der la Roche scharmierte, Worte gesagt, die mein Wohlgefallen an ihrer anmutigen Unschuld deutlich offenbart hätten?“

„In der That“, sagte Wittleder erfreut, „ich entsinne mich jetzt, eine stattliche Dirne, zu gut, um im Dunkeln zu verkümmern. Herzogliche Durchlaucht bemerkten damals wohl, sie gleiche einem frischen Stück Fleisch, wie Madame Josephine einer Schüssel voller Knochen nicht unähnlich sei“, lachte er herzlich.

Noch immer mißtrauisch blickte Karl. „Der Täter ist der Kapitän la Roche“, sprach er und musterte den Günstling scharf. Doch auch seine letzten Bedenken schwanden.

„Eine gute Idee, sich die Dirne zu attachieren“, lobte Wittleder, „unter Euer Durchlaucht Namen dazu. Aber das heißt, Vertrauen mißbrauchen. Durch seine Anmaßung wird der Kapitän die herrschenden Staatskonflikte nur verschärft haben. Man muß sehen, wie dem Schaden abzuhelpen ist. Gibt man die Jungfer zurück, so wird die That doch immer noch an dem herzoglichen Namen haften bleiben und solcher

Rückzug der Souveränität als Schwäche ausgelegt werden. Behält man die Maid und läßt sie gar dem Kapitän“, er sah den Herzog forschend an, „unterstützen Herzogliche Durchlaucht einen Frevel, den Sie selbst verabscheuen.“

„La Roche behält das Mädchen nie!“ Karl hatte den Röder gegriffen und sah nicht mehr das triumphierende Gesicht des schlimmen Mannes. Wie auf dem Maskenfeste, da er Madelaine zum ersten Male erblickt hatte und in heimlichem Neide gegen la Roche seine Sinne bezwang, brannte die Leidenschaft in ihm, das neu sich bietende Glück zu genießen. Karl Eugen straffte die Glieder, besann sich, wie keine Frau der vielen bisher lange seinem Liebesruf widerstanden hatte. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, wo Madelaine ihm seufzend in die Arme sank, von seinem durstigen Mund zum lachenden Leben wachgeküßt.

Die in ihm tobende Leidenschaft hatte den Herzog ganz vergessen machen, daß er hierhergekommen war, um die Fäden zu finden, die diese Entführung geleitet hatten. La Roche war also doch der einzige Schuldige, wie er ja selbst bekannt hatte, und Josephine, eifersüchtig, mochte glauben, daß Wittleder sie ihm verleiden wollte.

Karl Eugen kniff die Mundwinkel herrisch zusammen. Er brauchte keine Beeinflussung. Die Tänzerin war ihm schon lange zuleid. Er verstand nicht, daß er sie ein halbes Jahr lang in seiner Nähe

geduldet hatte. Er würde sie entfernen, noch vor dem großen Feste, und die schöne Madelaine würde Nachfolgerin sein, wenn man die Sache richtig zu nehmen verstand.

Wittleder hatte seine Stirn in Falten gelegt, als denke er angestrengt nach. „Also nimmt man la Roche das Mädchen und läßt sie für eine gewisse Zeit aus dem Gesichtskreis der Leute verschwinden. Es gibt da Lesarten genug, die verbreitet werden können, ich würde das Amt übernehmen“, sprach er ergeben. „Allerdings müßte man sie vor dem Kapitän sichern, der die Schuld für seine That voll zu tragen hat.“

Der Herzog griff den Rat auf: „La Roche erfährt meine volle Ungnade, man wird ihn öffentlich rügen. Im übrigen verweise ich ihn des Landes.“

Triumph sah aus den kleinen listigen Augen des Direktors, aber nur einen Augenblick lang. „Wie Euer Durchlaucht befehlen!“

Die dargebotene Rechte küßte Wittleder in schmeichlerischer Demut.

„Ich habe mich besonnen“, sagte Karl, „man wird den Kapitän de la Roche wegen Bruch des Landfriedens dem Kommandanten meiner Festung auf dem Hohenasperg übergeben.“ Er grüßte lässig. „Alors, senden Sie der Tänzerin Josephine zweitausend Gulden, sie wird noch heute die Grenze passieren. Au revoir in Ludwigsburg!“

* * *

Unaufhörlich seit dem frühen Nachmittag drängten sich die Karossen durch winklige Straßen. Gleich das Städtchen mehr einer großen Landfläche, die oftmals von einzelnen Gehöften unterbrochen wird, bot es heute einen fremden, fast kriegsmäßigen Anblick. Denn außer dem Hofe, der mit seinen zahlreichen Menschen und Einrichtungen in Ludwigsburg Einzug hielt, rückten auch allenthalben militärische Abteilungen in die Stadt, war beinahe die gesamte Infanterie des Herzogtums auf dem Marsche nach der neuen Residenz.

Die Garde zu Fuß beschloß die Ankunft der Truppen. Riesengroße Männer, durch die steilstrebenden Blechmützen noch unnatürlich höher gehoben, als sie schon waren, trappten gewichtigen Schrittes durch die lehmigen Straßen. Manchmal spritzte unter ihren schonungslosen Füßen den staunenden Männern und Frauen, die des ungewohnten Anblickes begierig waren, schmutziges Wasser um die Ohren. Aber die Neugier ließ sich dadurch nimmer schrecken. Die guten Ludwigsburger waren auch mit dem Straßenschmutz wohl vertraut, hausten alle die Jahre schon auf dem morastigen Boden ihrer Häuschen in Geduld und wußten es nicht besser.

Heute hatten die Bürger ihren großen Tag. Man weiß nie, woher des öfteren eine aufreißende Nachricht kommt, sei sie gut oder schlecht. Aber man gibt sie heimlich weiter, und jeder denkt, das Neue für sich im

besonderen zu nutzen. Denn bessere Zeiten würden anbrechen. Von dem überhellen Glanze fürstlicher Hofhaltung gab's für so manchen ein Stümpfchen Licht noch zu erwischen.

So redete man in Ludwigsburg.

Vorerst aber ging jedem der Kopf verquer. Hatte wohlweisliche Regierungseinsicht schon unlängst begonnen, für die Truppen hölzerne Hütten, wasserdicht und nicht unwohnlich, aufzubauen, fehlte doch zum guten Ende noch allerlei. So mußten sich die meisten bequemen, mit ihren Häusern selbst für die Einquartierung Sorge zu tragen. Mißhelligkeit und Ärger mochte das genug geben. Insonderheit machte die Garde zu schaffen. Einmal kam sie als letzte, dann aber auch wollte sie sich vor allen anderen bevorzugt sehen.

Eben wieder bog eine Kompagnie in die Hauptstraße ein, die nach dem Schlosse verlief. Ein paar Hofwagen kamen durcheinander. Die Kutscher in scharlachroten Röcken ließen die langen Peitschen über die Blechhauben knallen, dort und hier scholl es: „Platz für den Reisemarschall!“ „Attention für den Herrn Hausmarschall!“ „Platz für den General von Reichach!“

„Man molestiere uns nicht!“ quiekte eine frauenhafte Stimme aus einem grüngemalten Prachtwagen. Ein bewegliches Herrchen drehte die zierliche Gestalt auf den Atlaspolstern, streckte die weißgepuderte,

sorglich frisierte Perücke indigniert zum Fenster hinaus. „Platz für Angelo Vestris, den Hof tänzer Seiner Herzoglichen Durchlaucht!“ Eine aufdringliche Peitsche pfiff bedenklich in die Nähe der von ihrem Marsch noch rotglühenden Soldatengesichter. Kommandos bekehrten auf. Ein paar Militärs, schon an ihrer kleineren Statur als Offiziere kenntlich, fuchtelten mit dem Degen, schufen endlich eine Gasse. In scharfer Gangart zogen die Wagen an, rollten den Schloßpfad hinauf.

Einer von ihnen trug die Glasscheiben dicht verhüllt, vier reitende Kammerjunker bildeten die Eskorte. Manchen aus der Menge fiel das sonderbare Gefährt auf. Sie stießen sich an, wiesen vorsichtig mit den Fingern.

„Eine rollende Überraschung für den Herzog!“ flüsterte ein Offizier mit unterdrücktem Lachen. „Man sagt auch, die Madame Josephine habe tout de suite zum Aufbruch blasen müssen. Der Graf Montmartin soll darüber enragiert sein.“

„Prenez garde, Baron!“ warnte sein Nachbar. „Man weiß hier nie, wie es kam, aber über Nacht geriet man in Situationen, die am frühen Morgen den Hals kosten. Und wir spielen nicht einmal die Rolle des cher ami, wie der arme la Roche!“

„Vous avez raison, was sicht's uns auch an! Weiß man doch für sich selbst genug, wie man auf seine Kosten kommt“, lachte der erste leichtsinnig. Sein

Kommando schrie: „Allons, Bursche, rangiert Euch!“, denn der Weg war eben wieder frei geworden. Man mußte die Zeit nutzen. Aus der Ferne polterten schon neue Pferdehufe. In alter Ordnung traten die Truppen den unterbrochenen Marsch wieder an. —

Quelle surprise! dachte der Marquis de l'Éstrade. Er fuhr mit der ringgeschmückten, gepuderten Hand über den länglichen Raubvogelkopf und las das herzogliche Billet aufmerksam noch einmal durch. C'est toujours la fin, man darf nicht alt werden! lächelte der Franzose zufrieden und sah selbstgefällig in den hohen Venetianerspiegel, der galant, wie alles in diesem Schlosse, das Alter des Mannes nicht verraten wollte — oder konnte, denn Herr von l'Éstrade hatte nicht umsonst die geheimen Schönheitsbreviere von Versailles studiert.

Aufmerksam, in untätiger Nachlässigkeit, sah der Marquis, wie Geschäftigkeit durch die Säle ging. Aufgeschreckte Vögel, glitten die Kammerlakaien durcheinander, schleppten schwere Kisten, rückten die goldenen Sesselchen, strichen die damastenen Vorhänge, ordneten die hohen, silbernen Randelaber. Unbewegt blickte der Franzose, schritt dann leichten Ganges zum Portal, vor dem viele Pferdehufe scharreten, Karossen an- und abfuhrten.

„Eh bien“, machte der Herr von l'Éstrade, als er den geheimnisvollen Wagen, der schon die Neugierde der Ludwigsburger geweckt hatte, nach dem neuen

Corps de Logis einfahren sah. „Garçon!“ Er pfiff durch die gelben Zähne und wies dem tief sich neigenden Lakaien durch die nach allen Seiten sich streckenden dürrn Finger seiner Rechten den Weg. „Mademoiselle Françoise passierte justement in den Hof. Ich lasse sie bitten, tout de suite!“ Er zog das spitzengesäumte Taschentüchlein vornehm durch die Luft. „Ah, der Monsieur de Plessen.“ Hochmütig erwies l'Éstrade dem Reisemarschall seine Reverenz. „Man sieht, beaucoup de travail pour toutes les mains“, er winkte gnädig.

„Horrible!“ seufzte der Baron und saß erschüttert nieder. „Herzogliche Durchlaucht belieben in spätestens zwei Stunden einzutreffen; aber noch nicht einmal die Hälfte des Hofstaates ist arriviert. Das Ballet ist zwar bereits quartiert, aber das Trabantenkorps fehlt noch immer. Sein General hat sich in seine Appartements begeben und verbittet sich meinen Empfang. Er sei fatiguiert! Oh!“ stöhnte Herr von Plessen, „und ich? Ich? Wir alle, Marquis!“ Er sah zweifelnd auf den lächelnden Franzosen. „Es ist erstaunlich, wie dieser Monsieur de Reichach, General von fünfunddreißig Trabanten und neun Offizieren, Gebärden beliebt, Gebärden, oh! Ridicule Zahl seiner Untergebenen, aber seine Unmaßung ist absolument dégoûtant.“

„Eine schwache Konstruktion kaschiert man am besten durch ein großes Geschrei!“ bestätigte l'Éstrade.

„Der Marstall ist vollzählig, die Kammermusik eingetroffen!“ ging es durch die Kette der Edelknaben, die als Stafette befohlen waren.

„Die Trabanten!“ jammerte der Reifemarschall. „Où sont les trabants?“ flötete er und trippelte aufgeregt davon.

Leicht winkte der Marquis von l’Estrade Françoise mit der Hand. „Hélas!“ wehrte er ihrer weit-schweifigen Erzählung. „Der Herzog befahl längst, daß Eure Dienste an die neue Dame übergehen. Statte Sie Befagte aus den Garderoben der Madame Josephine aus, was fehlt, verlange Sie durch reitende Kuriere. Ah, Sie bedachte bereits, desto besser! Und tituliere Sie die Dame, ah, comment? Tituliere Sie also das Fräulein mit Madame Madelaine. Sie weint? Warum soll sie nicht weinen?“ Der Marquis lächelte. „Aber das neue Événement wird sie wieder zum Sonnenschein bringen. Sage Sie ihr, Tränen verschönern nicht die Visage. Erzähle Sie auch gut, wo sie sei. Seine Herzogliche Durchlaucht hätten sich über die Rabale, die man ihr angetan, indigniert, sage Sie ihr, empfindlich indigniert. Der Verräter, Kapitän la Roche, sei bestraft, vous savez, der Rückkehr der Madame nichts im Wege. Herzogliche Durchlaucht würden ihr selbst die Freiheit geben, sage Sie demain, sowie er anwesend sei.“

„Der Graf von Montmartin!“ durchlief die Pagenkette. Gnädig herablassend verabschiedete der

Marquis die allerergernt komplimentierende Kammerfrau. Er zog die elfenbeinplattirte Schnupf-dose aus dünnzierlichem Golde. Sie war ihm erst neulich von dem Gesandten von Frankreich im Auf-trage Seiner Allerchristlichsten Majestät, des er-habenen Königs Ludwig XV., als Dank für das Arrangement einer Affäre überreicht worden, die man tunlichst in Württemberg nicht hätte wissen dürfen.

In würdevoller Haltung entstieg Montmartin seinem Wagen. Aus seinem geglätteten Gesicht erriet man nicht, wie ärgerlich ihn die neuesten Ereignisse berührt hatten. Man tut nicht unbedacht, wenn man den Urheber dieser plötzlichen Entlassung nur in dem Klügsten aller Intriganten sucht, dachte der Minister, als er die marmornen Stufen emporstieg. Wittleder liebte die Madame nicht, diable, vielleicht hat er be-merkt, daß die Harmlose ihm den Brief stahl, und seine Gegenminen längst gelegt. Die Entlassung der Tänzerin war nur das Präludium, das er offiziell gab. Die Existenz des Dokumentes mag er bereits bei dem Herzog vorbereitet haben, um seine Wirkung im Sande verlaufen zu lassen. Karl Eugen ist unzurech-nungsfähig, solange er liebt. Wie wird er dann wohl denjenigen verunglimpfen lassen, der ihm zu neuem Genuße verhalf! Der Streich, so sicher er auch ein anderes Mal zum Ziele führen muß, würde mich jetzt nur selbst vernichtend treffen.

Der Graf von Montmartin erschrak in der Erkenntnis, wie nahe er dem Abgrund gewesen war. „Ich kann den Brief nicht eher verwenden, als bis ich das neue Spiel des Schlaunen durchschaut habe. Man muß sich umrangieren, schmerzlich.“ Nachlässig begrüßte er den Marquis. Er liebte den welschen Schwäzer nicht, obwohl man ihm nichts anderes nachsagen konnte, als daß er die Gunst des Herzogs genoß.

In die privaten Intrigen des Hofes sich zu mischen, hatte l'Éstrade auch keinen Grund. Seine Stellung als maître de plaisir und gelegentlicher Berater in galanten Kleinigkeiten Seiner Herzoglichen Durchlaucht wies ihm ein Feld zu, das abseits aller gefährlichen Zündstoffe lag. Man pflegte den Franzosen darum auch nie recht ernstlich zu beachten. Das Seltsame nur war, daß ihn dies wenig zu bekümmern schien. Immer in der Maske des Unnahbaren, bissen manchesmal wohl seine Worte wie schnelle kleine Schlangen und hatten getroffen, ehe das Opfer es gewahr geworden. Die Fama aber hatte den Marquis von l'Éstrade zu einem harmlosen Geistreichen aus der Schule Voltaires gestempelt, von dem der berühmte Philosoph und Dichter selbst einmal gesagt hatte: „Nur weil er mich liebt und ein ehrlicher Kopf ist, muß ich ihn schätzen. Ehrlichkeit aber ist nimmer Gefährlichkeit.“

Das Amüsante dieser Geschichte war, daß der Marquis sie in aller Andacht dem Herzoge höchst-

selbst vorgetragen hatte, als wolle er ein Lob für dieses Wort aus dem Munde des berühmtesten Mannes seines Vaterlandes gemüthvoll verspeisen. So freudig ergeben hatte er dagefessen, während rings an den Wänden ein Lachen lief, das er nicht zu bemerken schien. Dafür sah man auch nicht, daß noch in der Nacht desselben Tages Graf Armagnac, der Gesandte von Frankreich, den Marquis heimlich bei sich empfing und ihm ein besseres Lob spendete, das ihm weit mehr Freude brachte, als die Hofleute je hätten bereiten können.

Montmartin beschloß, den Zufall zu nützen, der ihm den welschen Scharlatan in den Weg führte. Was wußte wohl der stets geldbedürftige Marquis, der darum auch dem Herrn Wittleder immer geneigt blieb, von dem plötzlichen Sturze der Madame Josephine? Welche Aufträge hatte der gelegentliche Vertraute der herzoglichen Frauengemächer allerhöchst empfangen?

„Schlechte Zeiten, mon cher comte“, sprach l’Estrade mit einem zerrissenen Gesicht, als sei ihm soeben das Todesurteil verkündet worden. „Man erzählt sich, der gnädige Herzog portieren sich in der schlimmsten Laune? Ich bedaure Euch als den Mitträger dieser allerhöchsten Gefühle aus der Tiefe meines Herzens. So haben wir denn alle unsere Sorgen.“

„Waren Euch die Erträgnisse der Lotterie, welche man Euch zur Verwaltung übertrug, nicht ausreichend genug“, fragte Montmartin spöttisch, „welche neuen Wünsche beherbergt Ihr in Eurer bescheidenen Brust?“

Der Franzose lächelte. „Ihr mißverstehst mich, mein Herr Graf. Ich begreife zwar, daß die herzoglichen Launen sich in Euch lösen müssen.“ Seine Gedanken spielten schneller: Ahnte der Minister etwas von den geheimen Aufgaben, die ein Untertan der französischen Macht hier, wie überall an den Höfen dieser deutschen Fürsten, zu versehen hatte? Ah bah, man war in Deutschland, Deutschland ist blind, der Minister dort um kleinere Dinge besorgt. Eine Schlafzimmerintrige, naturellement. Er würde abwarten! L'Éstrade blickte sanft und bedauernd, als verstünde er nicht.

Der Marquis ist ein Esel, dachte Montmartin, auch Prügel fruchten nichts, ihn vorwärts zu bringen. Er verlor die Gereiztheit in seinem Ton. „Man sagt, Herr von l'Éstrade habe die Tänzerin Josephine entfernen lassen, um sich durch die Akquisition einer neuen Mätresse in die besondere Gunst des Herzogs zu setzen.“ Die Lüge ging ihm leicht von der Zunge. „Das Brautgemach soll bestens hergerichtet sein. Wie ich zu meinem Vergnügen ersehe, befindet Ihr Euch schon en grande toilette, den hohen Hochzeiter zu erwarten.“

Der Marquis verneigte sich beruhigt. „Ihr schmeichelt mir, cher comte“, lächelte er freundlich. „Euere Meinung von mir ist größer, als es mein Können verdient. Allerdings hat die Gnade des Monarchen sich meiner Person bedient.“ Um die Wirkung seiner Worte vorzubereiten, machte er eine Pause, drehte die buntgekleidete und überaus modisch staffierte Gestalt mit dem einfältig erscheinenden Gesicht, bis sie ihm in nicht besserem Aussehen aus dem goldgefaßten Spiegel wieder entgegenblickte, der sich bis zur Decke erstreckte. Ich irrte mich nicht, dachte eitel der Marquis, der Minister wähnt, ich sei mit dem Monsieur Wittleder zu seinem Sturz verbündet. Ridicule! Die Herren sind mir ohne ihr Wissen so zu Diensten, daß ich keinen von ihnen entbehren möchte.

„Ihr wißt besser als ich, cher comte“, begann l'Éstrade wieder, „daß der Herzog die Madame Madelaine aus den Fängen dieses Davians, dieses Sauls, des Herrn de la Roche riß, um sie hier im Schloß als ein Juwel verborgen zu halten, das sich besser als das abgenutzte Zierstück Josephine seinem Goldschatz einfügen soll. Wenigstens riet ihm so Wittleder, le directeur de l'église — du reste, ich irre mich nicht, dort kommt er selbst.“ Er sah mit Befriedigung, wie der Minister zornig die Stirn zog und sich schnell erhob.

Die beiden mächtigen Günstlinge und Leiter des Herzogtums standen sich gegenüber. Dem Minister

verschlugs den Atem, so sehr tappte er im Dunkeln vor der von ihm eingebildeten großen Gefahr. Wittleder genoß wohl den Augenblick seines Triumphes. Aber der Schlaue verhehlte sich nicht, daß er durch seinen heutigen Sieg den Grafen nur nebensächlich getroffen hatte. Hätte er dazu noch eines seiner geheimen Schreiben in den Händen des mächtigen Gegners gewußt, seine Miene wäre nur erschrockene Ergebenheit gewesen, wie er jetzt den Minister begrüßte.

Montmartin aber deutete das Lächeln Wittleders nach seiner Art. Er zweifelte nicht, daß für den Augenblick wenigstens Josephines Dokument wertlos sei. Der Mann dort hatte nicht umsonst gerade dieses Schriftstück wegen die Mätresse gestürzt. So war es ein merkwürdiger Knoten, den hier Wahres und Erdachtes schlangen. Beelzebub hatte ihn selbst geschürzt, damit nicht eines seiner Kinder voreilig das andere vernichte.

Händereibend, wie es seine Art war, stand der Franzose, blickte erfreut zu den beiden auf: „Wann darf man den Herzog erwarten?“

„Er wird sich verspäten, eine Stafette aus Ulm hielt ihn auf“, antwortete Wittleder schnell. Man durfte den Grafen nicht über Gebühr erzürnen und mußte den Großmütigen spielen. Durch seine Vertrauten erfuhr er rechtzeitig genug, wenn er neue Schlingen knüpfte.

„Euer Hochgeboren sind eben eingetroffen? Mein Sekretär wird nach Dero Appartement Umschau halten, wenn es beliebt?“ fragte er schmeichelnd.

Montmartin zupfte die Spitzen seines Ärmels. „Meine Bedienung hat Orders, ich erwarte die herzogliche Person in dringenden Staatsgeschäften, ich bedaure —“, Ihre Augen begegneten sich und ließen langsam wieder voneinander.

In dem Bewußtsein, daß Aufrichtigkeit ihm heute einmal nicht schädlich war, machte der Direktor ein treuherziges Gesicht, als wolle er dem Minister seine ehrliche Freundschaft zu Füßen legen. „Madame Josephine war Euch nicht unlieb, Herr Graf, man hörte es allgemein, aber den Wünschen des Fürsten unterordnen wir die unseren.“ Er seufzte und legte vorsichtig seine saffianrote Mappe auf den marmornen Tisch. „Seine Herzogliche Durchlaucht hatten die Gewogenheit, mir die schlimme Tat des Kapitän la Roche anzuvertrauen. In schwerer Besorgnis um das Wohl des Landes, das uns beiden zumeist am Herzen liegt, prüfte ich sorglich, ehe man mir einen Rat abzwang. Urteilt selbst, mein Herr Graf, denn ich sprach zum allerersten auch für Euch. Eure Steuergesetze sind der Streitapfel, um den das Herzogtum bis zur Siedehitze erfüllt ist. Um sie zu retten, mußte der Kapitän gerechte Strafe erleiden. Ich glaube, ich diene Euch gut?“

Montmartin tastete in seinen Gedanken. Er raffte sich auf. „Ihr seid mir als ehrenwert bekannt, aber ich wußte nicht, was die plötzliche Entfernung der Favoritin in dieser Rechnung für eine Rolle spielt?“

Wittleder lachte herzlich. „Immer voll Mißtrauen, Herr Minister! Der Herzog liebt die Abwechslung. War es darum nicht ein glücklicher Zufall, dem unliebhaften Gegenstand der Sorge als Nachfolgerin der Madame Josephine seinen Platz zu geben?“

Letzte Sonnenstrahlen flogen durch den Saal, sogten sich an den goldenen Prächten fest, umarmten die kostbaren Säulen und Porzellane in brünstigem Abschiedschmerz. Wie sie hüpfen und sprangen, sah es aus, als schütteten sich die tanzenden Amoretten in unbändigem Gelächter, so deutlich blickten ihre hübschen, rosafleischenen Gesichter von den hohen Wänden.

Es war auch eine köstliche Komödie. In der Gunst seines Herrn sicherer, den er durch eine neue Leidenschaft gebunden hielt, hatte Wittleder Muße genug, seiner Vermögensvermehrung unbesorgt zu sinnen. Vor dem Minister aber schützten ihn die rechtzeitigen Berichte seiner Zuträger. Montmartin, in der Meinung, der Direktor habe seine ganze Intrige nur um des verlorenen Dokumentes willen gesponnen, setzte wiederum alle Geschehnisse in Verbindung mit einem Schriftstück, dessen Verlust Wittleder noch nicht einmal bemerkt hatte. So wandte der Graf seinen ganzen

Verstand daran, ein Geheimnis zu ergründen, das niemals in der Gestalt, wie er es wähnte, vorhanden war. War die Mätresse um des Dokumentes willen gestürzt, so hing auch für ihn schon der Fallstrick im Verborgenen, wenn er den Brief wirksam zu machen sich anschicken wollte.

Montmartin entschloß sich zum Rückzug. „Ich bin herzlich froh, daß Karl Eugen diese Affäre Euch übertrug.“ Der Minister hatte den gleichen freundlichen Ton gefunden, wie der Gegner ihn geübt hatte. „Wir sind beide im Geiste dieses Landes eng verbunden. Euren vermeinten Dienst will ich Euch bei Gelegenheit in Freundschaft und nach Kräften zu vergelten suchen.“ Scheinbar herzlich drückte er Wittleders Hand, den Franzosen überglitt sein halber Blick.

Und der Direktor, den die plötzliche Freundlichkeit des Ministers unbehaglich dünkte, als habe dieser ihm eine neue Falle bereitet, folgte ihm zögernd. So schritten sie zu ihren Appartements, ein jeder in der Meinung, der andere habe den Trumpf in der Hand, der ihn verderben müßte. Hinter ihnen blieb kopfschüttelnd der Franzose, zog aufs neue seine zierliche Schnupfboxe, das Geschenk des Gesandten von Frankreich.

Ja, es war eine köstliche Komödie.

* * *

Françoise trat auf leisen Schuhen zu dem Lager der neuen Herrin. Schwer lag die rote Atlasrobe über ihrem Arm. Sie ist schön! dachte die Kammerfrau und fühlte plötzlich ein warmes Empfinden für die Schutzlose, das ihr selbst fremd und wunderbarlich war. Sorgsam ordnete sie die verknitterte Seide des Bettes, ohne die Erschöpften zu wecken.

Tiefer herab neigte Françoise das Ohr, lauschte den verworrenen Worten der Träumerin, wie sie stöhnte und schrie. „Sie spricht von ihrer Entführung, von dem Kapitän. Es wird Zeit, daß das arme Kind sich beruhigt.“

Erschrocken rückwärts sprang Françoise. Aufrecht in den Seidentkissen saß Madelaine, starrte aus ihren blauen Augen hilflos auf die verlegene Frau und begriff, daß noch immer die fremde Gewalt über ihr war.

Mit neuen Tränen stürzten ihr die Gedanken. Seit der Nacht ihrer Entführung war sie nicht zur Ruhe gekommen. In einem verborgenen Gemach des Herzogsschlosses aus der langen Ohnmacht erwacht, führte man sie von neuem in einen Wagen, der nach Ludwigsburg bestimmt war. Das war die Zeit, als der Herzog sich schon ihrer bemächtigte.

Aber das alles wußte Madelaine nicht anders, als daß der Freund aus dem Lusthause sie schönöde entführt hatte und seitdem verschwunden schien. Im Namen des Herzogs hatte er Einlaß begehrt. Er entstieg ihrem Herzen zu schrecklichem Bilde. Als sie

jenes furchtbare Geheiß wahrnahm, war ihr kein anderer Rettungsweg mehr offen gewesen, wie sie glaubte, als durch das Fenster herab sich auf der Erde zerschellen zu lassen. Man hatte sie daran gehindert. In dem unbekanntem Gemach dann wieder zum Leben erwacht, war es ihr erstes Fragen gewesen: „Wo ist mein Entführer? Der Herzog? Kommt der Herzog?“ Und jene Frau, die auch jetzt wieder lächelnd und mit mitleidigen Augen vor ihr stand, hatte sie beschwichtigt. „Der Kapitän la Roche kommt nicht, Fräulein.“ Von neuem bettelte ihre rasende Furcht: „Und der Herzog?“ „Er ist streng und rechtliebend“, hatte die Frau der vor Scham und Verzweiflung bald wieder Besinnungslosen geantwortet, „der Jungfer wird nach Gebühr geschehen.“ Madelaines Jugend und unschuldigtes Herz rissen sie empor, daß sie nicht völlig zusammenbrach. Eine zarte Hoffnung trug sich durch die arme Seele der Demoiselle: Streng und rechtliebend. Die Worte sprangen in tollen Schwingungen vor ihren Augen.

Niemand wohl kannte den Herzog in Wahrheit. Man erzählte schauernd von dem rücksichtslosen Tyrannen, dem Genießer aller reichen Freuden des Lebens, dem Verschwender unerhörter Goldsummen, dem erbarmungslosen Frauenjäger. Aber es gab auch Leute, zu denen er gar leutselig gesprochen hatte, die manche hochherzige und uneigennütziges Tat von ihm wissen wollten. Wie ein geheimnisvoller Send-

bote aus höheren Sphären erschien Karl Eugen seinem Volke, von wenigen geliebt, von allen gefürchtet, von niemandem verstanden; denn er selbst rang noch immer mit sich und dem Unergründlichen, dem Unbekannten darinnen. So schwer litt er darunter, daß die Qual darum sein Leben, das er zum Höchsten geleiten wollte, nur als ein Zerrbild erscheinen ließ.

Madelaine entsann sich im Fieber alles Guten, was sie von Karl Eugen einmal gehört hatte. War er streng, war er rechtliebend, dann mußte er den Schurken bestrafen, um dessentwillen sie hier schmachtete. Die Freiheit sollte er ihr schenken, die man ihr freventlich geraubt hatte.

Schwach bis ans Sterben, hatte Madelaine den traurigen Blick zu der fremden Frau gehoben. Wilde Tränen brachen sich Bahn. Sie hörte nicht mehr, wie Françoise sie tröstete: „Ihr sollt den Kapitän nie wiedersehen, man wird Euch fortbringen, wo er uns nicht findet.“ Wie in Krämpfen wand sich das Mädchen, jammernd scholl ihre Klage.

Mademoiselle Françoise war sehr wohl in allen romantischen Künsten erfahren, denn so brachte es das galante Handwerk mit sich. Sie fand denn, daß die Fahrt nach der neuen Residenz mit solchem diffizilen und unruhigen Gegenstand, wie die schreiende Jungfer, agreabler sein würde, wenn man ihn ein wenig künstlich dafür präparierte. Es fügte sich gut, daß Madelaine den Trunk Wasser nicht verweigerte, den

sie ihr reichte. Daß die fürsorgliche Françoise darin ein paar unschuldige Schlafröpflein gemischt hatte, war nur weise und tat auch seine Schuldigkeit.

Madelaine fand sich nur schwer in der neuen, prächtigen Umgebung zurecht, in der sie eben zum zweiten Male erwacht war. Fieberkrank blickten die schönen Augen auf die Kammerfrau. „Madame“, sprach Françoise und sank in die Knie, „Madame sind endlich frisch und bei Besinnung.“ Das verwüstete Leidensgesicht der Jungfer sprach den Worten Hohn.

„Madame sollten sich nicht mehr echauffieren. Man hat Euch in die beste Obhut gebracht. Ich habe die Ehre, als erste zu referieren, daß man das Unrecht, welches Ihr erlitten habt, mit furchtbarer Strenge ahndete. Euch wird Genugthuung in komplettem Maße zuteil werden.“ Françoise zeigte eine strafende Gebärde.

Als suche sie ihren Verstand von drückenden Lasten zu befreien, strich Madelaine die Haare aus der Stirn. „Wo bin ich?“ fragte sie langsam. In schrecklicher Angst suchte sie mit todesstraurigen Augen die Thür: „Wo ist der Kapitän? Er kommt nicht?“ flehte sie bang. Dann fühlte sie die nun schon überlang sie niederzwingende Lähmung von den Gliedern weichen. „Warum nennt Ihr mich Madame? Will man mich noch zu allem Unglück mit Spott kränken? Ich begehre nichts, als schnelle Rückkehr zu meinen Eltern.“

Lautlos glitt Françoise näher, listig senkten sich ihre dunkelbewimperten, glänzenden Augen. „Ihr sollt zu Euren Eltern zurück, eher als Ihr denkt“, flüsterte sie und goß Trost in Madelaines Herz. „Nimmer jest zu laut freuen!“ Françoise strahlte im Glück. „Madame sind gerächt. Kapitän la Roche hat Zeit gefunden, in Kerkermauern seine Untat zu bereuen. Ein mächtiger Herr, Ihr nanntet in Fieberträumen undankbar seinen großen Namen, hat das Beschützeramt übernommen. Madame werden die occasion herbeiflehen, um ihm selbst für seine hohe Güte fußfällig allen Urgwohn abzubitten.“

Unfähig, die Worte der Kammerfrau zu begreifen, deren Sinn ihr noch geheimnißvoll erschien, sank Madelaine in ihrem Sesselchen, zu dem sie Françoise geleitet hatte, zusammen, schüttelte sich in neuen Tränen.

Françoise ließ sie eine Zeitlang gewähren, bis sie ungeduldig den Kopf hob. Sie ist dumm, dachte die Kammerfrau und überlegte, wie sie selbst sich fügen möchte, wenn ihr das gleiche begegnen sollte. Ihre volle Brust hob sich stolz bei diesem Denken und ihr war, als würde das schmeichelnde Schlafgemach, das düftegetränkt die beiden ungleichen Frauen umschmiegte, ein großes leuchtendes Meer von Sinnen und heimlichem Glück. Françoise lachte leise. Es war, als ob ein stiller Funke aus dem Strom ihres verlangenden sündigen Begehrens zu dem hilflosen Mädchen hinüberflog.

Denn Madelaine trocknete das verweinte Gesicht, sah scheu umher und blickte voll Staunen den satten Reichtum, mit dem man sie umgeben hatte. Aus den rubinroten Stoffen an der verschwiegenen Thür, von der Seide des Bettes, den Goldtapeten und den kunstvoll gewebten Gobelins, überall her kam ein Lufthauch, mit Veilchen und Rosen geschwängert. Gar eindringlich und süßbittend umgab er immer dichter das zitternde Menschenkind, das durstig seinen werbenden Gruß in die junge Brust sog.

Madelaine träumte. Sie schritt wieder an dem Arm des schlimmen Mannes, den sie la Roche nannten, im mondenscheinwogenden Garten. Die Tarushecken hüteten vor neidischen Blicken. Die gefiederten Nachtfänger schluchzten darin und brachten seinen herzstürmenden Worten seliges Hallelujah.

Madelaine stieß den Schauer weit fort, der sie befiel, wenn die andere, die ruchlose Nacht vor ihr aufstieg. Sie sah ihren Entführer in Fesseln und feuchten Stein gebannt und fühlte wieder das geheime Singen im Blut, wenn sie seiner gedachte. Fast beschlich sie eine Spur von Mitleid mit dem um ihretwillen Gefangenen.

„Nein, nein!“ Madelaine schrak zusammen. „Ihm ist recht geschehen!“ Und sie wollte dem edelmütigen Retter, den sie fälschlich beschuldigt hatte, von Herzen danken. Seinem Edelmut würde sie sich neigen, ihre

Freiheit schleunig begehren, um deretwillen er sie ja erlöst hatte.

Françoise hatte das Fenster geöffnet. Durch den engen Spalt kroch wohlthätig ein kühler Nachtfrost. Jetzt mochten die Eltern um ihre Lampe sitzen, in Jammer ihrer Tochter Schicksal bedenken. Ob sie schon heute das selige Ende ihres Kammers erfahren würden, wenn die Gnade des Herzogs sie entließ? Als stolze Dame sollten sie die Seidenpolster der Kalesche tragen. Gnädig würde ihre Rechte winken, wenn der Heiduck ihr den Schlag öffnete.

Besorgt dachte Madelaine, daß es schon zu spät für heute sei, an die Heimfahrt glauben zu können. Es riß sie aus den Träumen und ließ sie fragen: „Wohin tattet Ihr mich? Wir sind nicht mehr in Stuttgart? Wann darf ich nach Hause?“

Françoise legte seidene Wäsche sorgsam wählend bereit, zog Stück für Stück an die schwellenden Glieder des Mädchens. Mit flinker Zunge plauderte Françoise: „In Stuttgart? Ach nein, aber nicht weit davon, im Ludwigsburger Schlosse befindet sich die schöne Madame. Naturellement! Morgen werde ich Euch nach Hause begleiten.“

Die frauenerfahrene Kammerfrau hatte die rote Robe über die schlanken Knie des Mädchens gelegt. Es gab ein zartes Knittern und Rauschen, als Madelaine vorsichtig zärtlich mit bebenden Fingern darüberfuhr. Noch niemals hatte sie ein so kostbares Kunst-

werk gesehen, selbst bei den vornehmsten Damen nicht, die ihr die Mutter zuweilen gezeigt hatte. Sie wagte die Seide durch ihre Hände gleiten zu lassen, dachte mit Sehnsucht des Augenblickes, da der herrliche Stoff sie umhüllen würde. Denn der Herzog wollte sie sprechen, sie sollte ihren Dank in dieser Kleidung, wie es bei Hofe vorgeschrieben war, abstatten dürfen. So erzählte Françoise.

Suchend blickte Madelaine nach dem hohen Spiegel hinüber. Nun entdeckte sie auch auf seiner marmornen schwarzen Platte viel rote und weiße Kristallschalen, die mit Kleinodien gefüllt waren. Sie griff nach dem elfenbeinernen Handspiegel, den ihr Françoise geflissentlich reichte, und sah ihre Augen, von den vielen Tränen noch ein wenig gerötet. Schnell wischte sie mit der Hand, die häßlichen Flecken zu verbergen.

Françoise lachte wieder; nur leise, wie eine feine silberne Glocke klang's. Mit der weißen Puderquaste betupfte sie der Jungfer Gesicht, hantierte hurtig mit Stäbchen und wohlriechenden Farben. So sehr schon sah sie die Herrin in dem neuen Bann, daß sie alle Vorsicht vergaß und jetzt sagte: „Der Herzog liebt nimmer die häßlichen Tränen. Er hat wohl recht damit, besitzt doch keine schöne Frau in seiner Nähe Ursache zu weinen, ehe ihre Beauté verblüht ist.“ Sie dachte belustigt an den Abschiedschmerz der Madame Josephine und ließ Madelaine, die sie kaum verstand, in das Prachtgewand schlüpfen; dann sah sie, fast

neidisch, wie über die Mäßen schön die Jungfrau in staunender Freude vor den Spiegel trat.

Als ob in ihr der Klang von Françoises Rede weiter fortschwang, jetzt erst zu seiner Wirkung kam, fragte Madelaine, hinspürend zwischen Traum und Leben: „Es erzählen so viele im Lande, der Herzog sei gut im Grunde seines Wesens. Er also will mein Wohltäter sein, mir die Freiheit wiederschenten, die ich unschuldig verlor? Ich sah ihn oft, wie ich ihn mir im Traum gedacht, wie gern wäre ich ihm wirklich begegnet! Aber auf dem Feste damals, wo man ihn wußte, fand ich ihn nicht.“ Sie dachte schamvoll, daß die Begegnung mit dem Kapitän sie so innig erfüllt hatte.

„Der hohe Herr will Euch wohl“, lächelte Françoise listig, „er wird Euch jeden Herzenswunsch erfüllen, habt Ihr doch manche Bitte noch an ihn frei.“

Das Mädchen verstand nicht. Weil ihr die Furcht vor dem Kapitän genommen war, vergaß sie über all dem Neuen ganz den andern Schrecken, begriff das wahre Gesicht ihrer Befreiung nicht mehr. „Man sollte mir's darum neiden, daß der Herzog höchstselbst sich eines armen Mädchens annimmt“, sagte sie glücklich und dachte froh, wie wohl die Mutter daheim diese Botschaft in ihrer Seligkeit tragen würde.

Madelaine fühlte nach dem kostbaren Kleid, das sie umhüllte. „So muß ich denn morgen, wenn ich gehe, diese Herrlichkeiten zurücklassen?“ entsagte sie traurig.

Françoise kicherte in sich hinein. Aber sie hielt es für gefährlich, die Ahnungslose, welche immer noch nicht zu verstehen schien, deutlicher aufzuklären. Was sollte sie der Zeit voraufgreifen! Der Marquis hatte wohl recht gewußt, daß der Herzog noch heute seiner neuen Favoritin die Visite zu erstatten gedachte. Seine Herzogliche Durchlaucht waren klug, sehr klug, hatten es erst kürzlich wieder bewiesen. So ganz ohne Aufsehen gab er der ältlichen Josephine den Laufpaß, sie, die bewährte Kammerfrau aber, hatte er behalten. Nun ja, man wußte ja allein, welche Parfüms der hohe Herr in gewissen Situationen bevorzugte, welche Farben ihn je nach seinen Launen reizten. Er würde Françoise auch heute beiseite nehmen, leutselig auf die Schulter klopfen und fragen: „Eh bien, Françoise, wie ist das Befinden der weißen Taube?“ Und sie würde antworten: „Außergewöhnlich gut. Die neue Madame ist von Eurer Person und Wohltat entzückt. Sie begehrt zwar noch die hütenden Arme ihrer Eltern, aber sie liebt Eure herzoglichen Kleider. S'il vous plaît!“

Ein leiser Wind hub an, sein wehes Lied um das Fürstenschloß zu singen. Françoise horchte auf, ihr Gesicht bekam einen Schein zerknirschter Ergebenheit. Ohne daß das sinnende Mädchen aufmerkte, war sie hinter der Damastportiere verschwunden.

Tief aufseufzte Madelaine. Aber das war nicht mehr Verzweiflungston, der sich ihrer Brust entrang.

Alle Wünsche und Träume, von einer kurzfristigen Mutter geweckt, stiegen als wundervolle Bilder herrlicher auf. Das Rauschen der Seide ließ ihr sinnfrohes Sehnen glutend erwachen.

So fand sie Karl Eugen.

In der Pracht seiner Manneskraft stand der liebebetörte Herzog. Über dem blauen Kavalierröck schmiegte sich breit die blutrote Schärpe. Ein silberner Stern mit seltsamen Verzierungen blühte hell, wo sie sich prächtig zusammenschloß.

Karl Eugen hatte die Linke in die Seite gestemmt. Sie zitterte um ein kleines, so daß die kostbaren Spitzen des Ärmels die goldgestickte Weste wie liebkosend leise berührten. Wilde Lieder sang sein rasendes Blut. Aber wenn er sich einst nie gemüht hatte, ihren rauschenden Klängen Einhalt zu gebieten, jene köstliche Beute dort mit schnellen Armen gierig umschlossen hätte, jetzt zögerte sein Fuß, stand er noch immer hinter dem Vorhang gedeckt, als erspähe er eine Blöße des Opfers, das doch so kindlich und wehrlos ihm zu eigen gegeben war.

Der Herzog bewegte den unruhigen Fuß, hell klirrten am Schuh die silbernen Spangen. Da fuhr das Mädchen erschrocken empor, sah den fremden Mann, sah ihn.

Als ob ein Zaubergeist zu ihr gekommen, lächelte sie herzerreißend, schwebte mit unhörbaren Schritten ihm entgegen, fiel schluchzend in die Knie. „Der Herzog!“

stammelte Madelaine, glückpreisend bebte ihr frischer roter Mund: „Mein gnädiger Herzog!“

Verwirrt, brutal, als er sich seine Schwäche nicht verhehlen konnte, griff Karl Eugen zu, hob sie auf. Seine Hand wurde sanfter. Vor den blauen Augen, die ihm scheu, vertrauensvoll entgegenlachten, verging sein aufdämmernder Zorn schnell. „Madame!“ Er verneigte sich galant, führte sie zum Sessel zurück und ließ sich auf dem blaumispornenen Schemel zu ihren Füßen nieder.

Über den Herzog ergoß sich ein Strom innigster Dankgefühle. Unaufmerksam und gelangweilt spielte er mit dem zierlichen Galanteriedegen, ließ ihn wieder fahren. „Ich tat meine Pflicht gegen einen unbot-samen Vasallen, mehr nicht.“ So wies Karl Eugen die lange Rede ab, die von Madelaine in ihrer zitternden Erregung nur unklar und in einzelnen überschwänglichen Worten gestammelt war. Er fühlte sich unbehaglich, weil seinem Angriff der schnelle Weg verwehrt wurde.

„Madame belieben nach Stuttgart zurückzukehren?“ sprach der Herzog arglistig. Ihm lag nicht daran, in besonderer Rücksicht auf die Marotten der Demoiselle einzugehen, die ihm die eifrige Kammerfrau schon verraten hatte. Aber die unschuldige Art, in der sich das Opfer zu geben wußte, zwang ihn von selbst, ohne daß er es recht gewahr wurde, in eine andere Wesensart hinein.

Madelaine hatte freudig bejaht. Spielend, zärtlich streichelte sie des Fürsten Hand.

„Mein schönes Kind“, klagte Karl Eugen, „falsch und schlecht ist diese Welt. Aber zuweilen doch führt die Macht des ewigen Guten zum Heile, was von edlem Herzen eronnen war. Danken wir es dem verbannten Kapitän, daß er mir Euch in den Weg brachte. Mein Arm ist stark, meine Macht unermesslich. Aber so sehr ich gewöhnt bin, nur zu herrschen, keiner schönen Frau bittendem Herzen wird Karl Eugen ungehört sich verschließen.“ Sein Atem ging nahe ihrem erglühenden Gesicht, seine Hand krampfte sich in die Seide ihres erschauernden Schoßes.

War es die Erkenntnis des Ungeheuren, das sie bedrohte? Madelaine schlug die Arme vor die Augen, ihre Gestalt wankte, neigte sich kraftlos. Liebevoll, gütig hielt sie der Herzog.

„Madame!“ sprach er heiß, „den Verlockungen eines Unwürdigen seid Ihr erlegen, ein mildtätiger Gott“, flüsterte er innig, „Amor, der Euch liebte, ließ mich als Retter auferstehen. Begehrt, fordert kühnlich, was Ihr auch ersehnt! Ich will es vor Eure Füße legen, bis Ihr es um neuer Wünsche willen verschmäht.“ Sein Knie suchte die ihren, heftig gingen die zitternden Nasenflügel.

„Ich bitte um meine Freiheit!“ schrie Madelaine aus der immer enger sie umstrickenden Umarmung. Wie Feuerköpfe schnellten stechende Lustgefühle durch

ihre Andern. In Wehren und Nachgeben führten ihre Glieder den nutzlosen Kampf.

„Ich, ich schenke Euch die Freiheit“, beschwor, in Sinnenfreude jauchzend, Karl Eugen. „Freiheit, das Genießen wunderbarer Schönheiten für alle Zeit gewonnen zu haben, Freiheit, die Euch und mich zu seligem Glück verbindet!“

Es war nicht mehr der kalte herrische Mann, der so redete, nichts von Berechnung und Falschheit mehr verrieten seine Wortstürme, es war Karl Eugen, der vor Madelaine anbetend lag, der taumelnde, in sich niemals noch verankerte, freudeleere, liebebare, suchende Mensch. Kein Purpur mehr schimmerte auf seinen Schultern, nackt und bloß, bereit zu richten und gerichtet zu werden, armselig und hemmungslos in seiner Gier, rang er in seinen Sinnen.

Ersterbend in ihrem letzten schwachen Denken, fühlte Madelaine seinen heißen Mund. Die Seligkeit aller irdischen Liebe sprang von Lippe zu Lippe, sie spürte erschauernd, wie sein Mund den ihren suchte.

Mit starken Armen trug sie der liebestolle Mann zu dem ladenden Bett.

Sie ist schön, sie ist gut! schrie es in Karl Eugen. Er küßte ihre sich ringelnden Haare, legte sein brennendes Gesicht auf die weichen Wangen.

„Ich bin einsam, Du!“ stöhnte der Mann, „ich bin allein, immer allein!“ Seine durstigen Umarmungen fielen über sie her. „Du aber gibst mir neue Kraft.

Aus Deinem jungen, saftfrischen Leib strömt mir der Balsam, alle Schmerzen zu lindern.“

Er riß die rote Seide. Er sah die schimmernde Haut und hielt sich nicht mehr. Und sie sanken zusammen, allmenschlichen Geseßen untertan.

* * *

Vor dem Hause des Freiherrn von Leutrum, Kammerherrn des Ansbach-Bayreuthischen Hofes, räkelte sich eine breite, umfangreiche Reisekalesche. In ihrer verdrießlichen gelben Farbe hing sie quer über den Rinnstein. Ein paar kräftig packende Knechtsfäuste befreiten sie von den letzten Gepäckstücken, wobei sie sich, in allen Fugen ächzend, langweilig wieder zurechtrückte.

„Sühhh!“ schrie jetzt der Rutscher auf seinem Boocke und schnalzte vernehmlich. Die vier feisten Braunen, vom Schmutz der Landstraße bespritzt, hieben bedachtsam die schweren Hufe auf das schlechte Pflaster. Sie hatten die Köpfe stallfreudig gehoben und kümmerten sich nicht um die johlenden Zurufe der Pforzheimer Gassenjungen, die dem Gefährt übermütiges Geleit gaben.

An den Scheiben des freiherrlichen Torfensters preßte sich eine häßliche Nase, erschien so noch breiter als sonst, wie sie an dem unförmig dicken Kopfe dem abrollenden Wagen nachwitterte. „Dreimal ver-

fluchte Affen!" schrie der Baron von Leutrum und trommelte an die Scheiben. „Warum haut der Esel, der Frederic, diesem Pforzheimer Gefindel seinen Peitschenstiel nicht zwischen die unsaubereren Mäuler?!“

„Die Freude, Herr Baron, alles nur die Freude.“ Das ängstliche Männlein, das nicht mit seinem vollen Gewicht auf dem Stuhl saß, um jeden Augenblick bei einer ungnädigen Bewegung des gestrengen Herrn die Flucht ergreifen zu können, wagte seine Rede fortzusetzen. „Es ist doch wohl ein besonderes Ereignis für die Stadt, wenn die gnädigen Herrschaften nach längerer Abwesenheit wieder zurückkehren. Der Herr Baron werden natürlich darin nichts Besonderes erblickt haben.“

„Gottes Tod“, wütete der Freiherr, „woher weiß Er, daß mir solche Touren alltäglich sind? Sie bedeuten mir ein Greuel, eine Bestialität, einen Zustand, der mich zum Wahnsinn bringen kann. Doch beeile Er sich mit seinem Bericht, liebe Geschwäs nicht!“

Der Verwalter sprach mit leiser, verschüchterter Stimme. „Gut, gut“, nickte Leutrum gnädiger, „freut mich, daß Er alles in Ordnung hielt. In der Baronin Appartements sind noch immer die Mäuse? Soll Er darin lassen!“ Er achtete nicht, daß das Männchen entsetzt die Arme hob. „Sind doch liebe Viecher, nicht wahr? Mag meine Frau sich mit ihnen verlustieren, tanzen vielleicht!“ Er zeigte unverhohlene Freude. „Ist doch nun wieder ganz allein hier, nur mit mir, ja.

Laß Er ihr und den Tieren das Vergnügen!“ Mißtrauisch blickten die verschwommenen Augen des Kammerherrn. „Hat Er der Baronin schon seine Aufwartung gemacht? Ja? Und wie fand Er meine Frau?“

Der Verwalter, froh, eine, wie ihm schien, wohl aufzunehmende Antwort geben zu können, erging sich in schleunigen Lobsprüchen, wie wohl sich jetzt die gnädige Frau Baronin portiere. „Die Luft hier bekam ihr nicht zurecht, eine Reise, wie diese letzte, war sicherlich für die gnädige Gesundheit von großem Werte. Solange man jung und schön ist, soll man neue Eindrücke empfangen, damit man sich für die Zukunft frischer erhalte.“

Der Kammerherr sah über seinen Beamten hinweg auf ein Gemälde an der Wand. Eine Frau stellte es dar. Aus keinem sagenvoll schönen, aber lieblich gestalteten Gesicht blickten tiefblaue, geheimnisvolle Augen. Wer in ihren Bann geriet, fand kein Urteilen mehr für alles andere, was Franziska von Leutrum hieß, die duftige Haut, die mütterlich vornehme, schlanke Gestalt. Ihm war dann wohl, als sei er in ein Meer von Frömmigkeit versenkt, als umgebe ihn ein starker, gütiger Schutz, dessen Walten er sich bestimmungslos ergeben könne.

Der Freiherr von Leutrum aber mochte andere Gedanken hegen. Ein ungnädiger Wink entließ den Verwalter. Dann überlegte der Baron und schritt zur

Tür, als ob er noch einen Besuch vor der Nacht abzustatten habe, aber er fand den Entschluß nicht. Ich muß sie wieder mehr von der Welt abschließen, dachte der häßliche kleine Mann, es ist ein Unglück, daß ich mich den Invitationen der Verwandten nicht gänzlich entziehen kann. Ich habe dieses bettelarme Fräulein von Bernardin nur geheiratet, weil sie mir zu wohl-erzogen und fromm erschien, um mich einmal mit einem Kavalier betrügen zu können.

Er entsann sich gestohlener Liebesstunden. Franziska ist reizend, ist warmblütig. Man muß schon heute vorausbedenken, was sich eines Tages ereignen könnte, mein Haus und mich in Unehre zu bringen. Noch ist sie Kind, aber Kinder lernen leicht. Man brachte ihr in Karlsruhe genug schöne Redensarten vor ihr artiges Gesicht. Für jeden der aufgeblasenen Kavaliers hatte sie ein Lächeln, mir aber trauert morgen schon wieder ihr Madonnenesicht entgegen, weil wir daheim sind und sie mit mir allein vorlieb nehmen muß.

Der Baron trat vor den Spiegel. Mitleidslos wies ihm das Kristall seinen dicklichen kleinen Leib mit dem plumpen, übergroßen Kopfe. Aufmerksam studierte er, drehte und wendete die Leuchte. Ich bin häßlich wie ein bresthafter Zwerg, dachte er grimmig, es wäre seltsam, wenn Franziska nicht die gleiche Meinung hegte. Darum könnte sie wohl ihre nötigen Folgerungen daraus ziehen. Denken wir nicht zu hoch von ihrer Edukation!

Auch am anderen Tage trug der Freiherr noch sein griesgrämiges Gesicht, wie es ihm längst zur ständigen Gewohnheit geworden war. Aus dem Eßsaal klang das leise Lachen seiner Frau. Aber bei dem Anblick des Gatten war es schnell verstummt.

„Guten Morgen“, Leutrum küßte lässig Franziskas weiche Hand, „die Reise gut überstanden, wie? Ich ängstigte mich bereits deswegen, aber sehe und hörte, daß Du wohlauf bist“, spöttelte er. „Es war eine schreckliche Unterbrechung unseres gerechten Lebens, diese Hofbesuchfahrt.“ Er kaute ärgerlich an seinem Brot, sah zur Seite. „Um es einmal klarzustellen, meine Verehrte, denn Du weißt, ich setze die Offenheit über alles: Vielleicht gebären sich diese Sitten aus Deiner Unerfahrenheit, aber Du fängst gelinde an, weltliche und höchst unfruchtbare Vergnügungen mit besonderem Gefallen zu betrachten. Das behagt mir nicht.“

Groß und voll kamen Franziskas blaue Augen zu dem Mann. „Ich verstehe Dich nicht“, sagte sie einfach.

Der Freiherr von Leutrum dachte, seine geheimen Sorgen, sich einmal von der schönen jungen Frau betrogen zu sehen, möchten vorerst doch nur in der Einbildung seines Hirnes leben. Väterlich weise sprach er: „Ich habe Dich als fromm und tugendhaft aus den Händen Deines Vaters genommen. Bei diesen Eigenschaften vergaß ich gern, daß Deine Mitgift nur aus fünfzehnhundert Gulden bestand.“ Er achtete

geringschätzig nicht, wie das Erinnern an die bittere Armut ihres Elternhauses die Frau verwunden mußte.

Halb abgewendet saß Franziska, als suche sie den rohen Worten zu fliehen, aber nichts von dem entging ihr, was der Mann aus der kurzen Vergangenheit ihrer Ehe mitleidlos entstehen ließ. Sie faltete die Hände, trug sie ergeben in ihrem Schoß. „Du hast wohl immer recht, Fris“, sprach die Baronin geduldig, „ich danke alltäglich in meinem Gebet für alles, was Du mir erwiesen hast. Nur weiß ich nicht, was mir wohl Sündhaftes in den Sinn gekommen wäre, allwie wir in Karlsruhe waren?“

In Ärger über sich selbst zuckte Leutrum die Achseln. Beinahe hätte er der schönen Gemahlin mit allen zehn Fingern gewiesen, was für reizende und abwechslungsreiche Abenteuer ihr nah und fern beschieden sein könnten. Darum dünkte es ihm gut, ihre Frage anders zu beantworten, als wie es ihm anfänglich in den Sinn gekommen war. „Du mißverstehst mich, meine Liebe. Warum solltest Du, meine reine Frau, die das Gewand bester Tugend trägt, die verschiedenerelei kostbaren Beiwerke, die solchen Hoffürlesanz schmücken, nicht mit bewundernden Augen betrachten! Ich fürchte nur die dunkeln Schatten, die über jeden fallen, der ihnen allzu nahe tritt. Dein Bild soll mir nie verunglimpft werden. Auch schaden die lärmenden Zudringlichkeiten der Leute Deiner Gesundheit. Du wirst es mit Freuden begrüßt haben, wieder daheim, in

Deinem Reich zu sein? Du hast Sehnsucht nach Deinem Spinett, Deinen Büchern? Na, na, Mignon“, er tappte in plumper Zärtlichkeit nach ihrem Arm, „ich weiß es doch. Du sollst fortan noch größere Ruhe haben, kein Mensch wird Dich stören dürfen, wenn Du es nicht willst, mon ange.“ Er kicherte vergnügt.

Traurig, willenlos nickte Franziska, fühlte zag, wie es ihr warm in die Augen trat, zwang sich, wie sie es gelernt hatte und ließ es nicht merken. „Es ist schön um die Einsamkeit“, sagte die Baronin von Leutrum und fühlte dabei, wie es sie eiskalt umschloß und ihr Herz in angstvollen Schlägen erzittern ließ. „Man muß nur das Denken verstehen können und sich hüten, in krause Wirrnisse zu geraten, aus denen man nicht wieder herauszufinden vermeint. Ich habe in meinen Mädchenjahren zu wenig gelernt. Nun reicht die eigene Kraft selten, wo ein Wissen von gelehrten Dingen mich vielleicht im Fluge emportrüge. Nur das Träumen gaben sie mir mit, die großen Bäume von Adelmannsfelden, wenn sie mich als Kind in den Schlaf rauschten.“ Glücksleuchten des Erinnerns hellte ihr Gesicht, versöhnt streckte sie dem Gatten die zarten Arme entgegen. Aber als der Mann seinen Mund gierig darauf preßte, erschrak sie wieder, entzog sich ihm.

So traf der Verwalter die Gatten. Er hielt ein kreuz und quer verschnürtes und rotgesiegeltes Schreiben in der Hand, stand betroffen ob des ungewohnten Anblicks.

„Was ist's?“ Leutrum knurrte ärgerlich über die Störung und entriß das Dokument ahnungsvoll dem Männlein. Raun hatte er zu lesen begonnen, als er schon aufstöhnte. „Zum Henker mit den ewigen Verlustierungen in diesem Lande!“ Er knüllte wütig das Papier, ging mit den kurzen, hüpfenden Schritten, die sein Körper ihm erlaubte, auf und nieder im Gemache. Fragend blickte Franziska.

„Man will uns schon wieder aus unserer Ruhe locken.“ Leutrum polterte in aufgeregter Verzweiflung. „Jetzt nun gar ist es der Herzog von Württemberg selbst, der allerhöchst seine gnädige Invitation zu seinen grandes fêtes in Ludwigsburg erläßt. Wir aber, etwas anderes bleibt uns nicht übrig, müssen Folge leisten.“ Er sah wohl, daß die Gattin seinen Unmut kaum in demselben Maße zu teilen schien.

„Man müßte sich entschuldigen, da wir doch soeben erst aus Darmstadt zurückgekehrt sind.“ Franziska hoffte heimlich, ihr Rat möchte nicht angängig sein. Erst jetzt, wo ihr wieder eine kurze Spanne Frist vergönnt sein sollte, nicht auf den ihr zuwidern Mann allein angewiesen zu sein, fühlte sie aufs neue die drückenden Ketten der ihr aufgezwungenen Ehe.

Leutrum brach seinen aufgeregten Gang ab. „Unmöglich!“ Er betrachtete seine Frau aufmerksam. Als wolle er sich in sie hineinsaugen, um ihrer ganz theilhaftig zu werden, ein unveräußerliches Stück seiner selbst, kam das rotfeiste Zwergengesicht ihr ganz nahe,

fühlte sie seinen Atem von den wulstigen Lippen wehn. „Der Herzog von Württemberg ist der mächtigste Fürst weit und breit; niemandem möchte ich raten, seinem Wunsche trohen zu wollen. Er ist zuweilen böse, der eitle Karl, der sich für einen schönen Mann hält. Frauen und Feste dünken ihm seiner Krone Pflicht.“

Aufmerksam lauschte Franziska, als der berühmte Name ihres Landesherrn genannt wurde. Übermäßig bewundernd, angstbeklommen, neidbefangen, haßerfüllt, so war er in vielen Reden zu ihr gedrungen. Immer aber war etwas Geheimnisvolles dabei gewesen, als ob er ein Mensch sei, der nicht zu den Gewöhnlichen der Erde zählte.

„Du bist mir zu jung, Mignon“, Leutrum entrüstete sich neuerlich, „zu jung, um den Sumpfhauch zu atmen, der über den ausländischen Gärten und Menschen unserer Fürsten, Gott sei's geklagt, schwebt. Du vermöchtest nicht zu erkennen, was daran wahr sei, was falsch. Denn was Wahrheit ist, wurde von der sündhaften Umgebung seines Hofes längst begraben.“

Durch den Eßsaal kam ein kalter Luftzug. Frierend zog die Baronin ihre Schultern fester in das dünne Seidentuch. „Ich kann Dir nicht viel raten, Fris“, sagte sie still, „ich heiße gut, was Du beschloffest.“ Sie ging hinaus. Der Freiherr von Leutrum setzte sich seufzend nieder, den herzoglichen Boten abzufertigen, daß er sich untertänigst zum hohen Feste beehren

werde als Seiner Herzoglichen Durchlaucht ersterbender Knecht baron de Leutrum.

Franziska sah zum Fenster hinaus, wo schmal und dunkel die Gasse lief und die hohen Hausgiebel mit ihren sich spreizenden Zierraten alle begehrliehen Sonnenstrahlen fernhielten. Sie strich über die Stirn, dachte lange.

„Ich will immer fromm sein“, betete Franziska, „damit ich ertrage, was der Himmel nach seinem Willen mir gesandt hat. So viel Kraft und Trost liegt in Deinem Namen, mein großer Gott, der Du mich diesem Manne zur Seite gabst, wie Du alles leitest, was auf dieser Erde ist.“

Sie griff nach einem Buche. Durch ihr frommes Bekennen im Gleichgewicht ihrer Seele gestärkt, las sie:

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Sieben-
gestirne wurden,
Da entranneft Du, Tropfen, der Hand des All-
mächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht' und unsere Sonne
wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolf herab und den Orion gürtete,
Da entranneft Du, Tropfen, der Hand des All-
mächtigen!

Wer sind die Tausendmal Tausend, wer die
Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnen?
Und wer bin ich?

Hallelujah dem Schaffenden! Mehr wie die Erden,
die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen
zusammenströmten.

Sie hielt inne. Ihre Augen hatten den Glanz
innerer Hoheit, brannten geheimnisvoll, als suchten
sie Kräfte im All, sich mit ihnen zu binden. Lächelnd
schüttelte Franziska den Kopf, warf alle Lasten leicht
von sich ab, sprach in inniger Andacht:

Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Tränen dem Endlichen,
O Du, der sein wird.

V.

Zu stolzen Gängen wölbten sich Orangen- und Zitronenbäume. Fein und undurchdringlich schwebte ein geheimnisvoller Duft von ihren Blättern. Im Rausche schwimmende Lichtstrahlen aus Tausenden von glänzenden Lampen umarmten ihre saftfrische Pracht. Über alle Mäßen im hellen Glanze lag das zur Feier hergerichtete weite Treibhaus eingeschmiegt in meerblauen Sammet. An den Wänden, auf den Steinböden zog sich der dunkle Stoff. In großen und kleinen Bogen, froh und neckisch, plätscherten die hellen Wasser der großen Springbrunnen, winzig kleine Teiche sannen an Lorbeerbäumen stillen Traum.

Trommelwirbel kündeten den Beginn des herzoglichen Festes. Sauchzende Musik folgte den rasselnden Klängen. Hunderte feingekleideter Damen und Herrchen schritten in das Haus, Paar an Paar reihte sich in gemessener Ordnung. Im ordengezierten Staatskleid, gedrängt in die prächtige rote Schärpe, allen vorauf seine hohe Gestalt, führte Karl Eugen die Schar seiner Gäste. Aber im heimlichen Anmut sann sein düsterer Blick. Ohne Anteil an der festlichen Wonne ringsum, schritt der Fürst, neben ihm die Sängerin Bonafini von der herzoglichen Komödie.

Stolz und im Genusse ihrer unerwarteten Ehrung, bewegte sie sich wohligh in schimmerndem Atlas.

Aus dem Treibhaus trat der Menschenzug, führte dem Schlosse zu. Da wandelte sich die klare Luft zu künstlichen breiten Wolken. Der Kavalier sah seine holde Nachbarin jäh ihm entgleiten, jeder folgte jest blindlings dem Fußgeräusch des voraufführenden Paares.

Karl Eugen hob die Hand. Und es senkten sich gehorsam die nebelnden Wolken, teilten sich, zogen nur noch einzeln umher. Riesig empor wuchs der Götterolymp. Jupiters Stimme erdröhnte im Befehl an Jahreszeiten und Elemente, zu Ehren des edelsten Mannes, der Welt zum Glücke seiner Untertanen geschenkt, aufzustehen in gemeinsamer Pracht. Und vor des Göttervaters Gebieten verschwanden eilends auch die letzten Wölklein, der Palast der Pracht lag herrlich vor aller Augen.

Um den Olymp, von goldenen Säulen umrahmt, zog sich der mittlere Schloßhof, den Neubauten riesig überdachten. Man sah dort die Elemente und Jahreszeiten walten, treu des Geheißes. Um den guten Vater Herbst teilten Winzerinnen, frisch wie der junge Morgen, köstliche Trauben aus. Zweihunderttausend Kerzen hielten himmlische Lichtfeier.

Das Mahl begann, und allsobald huben auch die Götter zu singen an, italienisch, wie sie es in ihrer Komödie gelernt hatten. Die Tafel tat sich plötzlich

auf. Venus, von kleinen Liebesgöttern geleitet, entschwebte ihrem Schoße, und wider die Mauer des Palastes tat die Göttin den Pfeilschuß. Die Wände teilten sich flugs, und eine erleuchtete Bühne wurde sichtbar. Ehe aber darauf das holde Schäferspiel beginnen konnte, erblickten die Damen der herzoglichen Hofgesellschaft die weiten Tische, die um das Podium sich breiteten, mit Kostbarkeiten von Porzellanen und Gold bedeckt. Jede eilte hinzu, ihr Geschenk herauszuwählen, von dienstfertigen Kavalieren geleitet.

Karl Eugen rührte sich nicht. Er sah kaum, daß die Bonafini noch immer demütig verharrte und ohne sein Geheiß an den Gabentisch zu eilen keinen Mut fand.

Plötzlich deutete der Herzog auf eine kostbare Porzellangruppe, die eine Gesellschaft von Schäfern und Schäferinnen darstellte, dazu Windspiele und Widder, ließ eine Anzahl von Ringen und Geschmeide zusammenraffen, vor sich niederlegen. Boshaft griff Karl Eugen nach dem kleinsten Kettchen aus dünnem Golde, reichte es der Sängerin. Hatte sie schon geglaubt, die Schätze ihr zu Füßen seien ihr zu eigen gegeben, sah sie sich bitter getäuscht. Lakaien eilten herbei, beluden sich mit den erwählten Dingen, verschwand in das Innere des Schlosses.

Karl Eugen nahm ein Kristallglas, trank mit vollen Zügen und ließ es von neuem füllen. Verachtend

blickte er auf das Weib herab, wie sie noch immer demütig vor ihm verharrte. „Warum begehrt sie nicht auf? Hat keiner den Mut wahr zu sein, trägt alles eine Maske, nur ich nicht?“ Er vergaß, daß er selbst samt seiner Umgebung das Knechtische in die Menschen gepflanzt hatte.

„À votre service, madame“, sprach der Fürst, „ich behandelte Euch schlecht. Aber Ihr irrt Euch dabei in meinen Absichten und dürft frohen Mutes sein! Ich bin zu der Meinung gekommen, daß mir stets mit dem Gegenteil von dem vergolten wird, was ich den anderen antat.“ Der Herzog küßte die gepuderte Hand. „Ich erhoffe Euere Gunst, ma belle, das ist alles.“

Ein Papageiengesicht tunkte sich in das kristallene Spitzglas, ein häßlich breiter Mund sog lüftern die süße Flüssigkeit. Jetzt hob der französische Hofmann seinem schweigsam essenden Nachbar zum Wohle den Brant. „Un bon vin, monsieur“, bemerkte der Marquis von l'Éstrade.

Würdevoll nickte der dänische Gesandte. Er trug über das feiste Bäuchlein eine kreuz-und-quer-artig bestickte Weste. Vorsichtig, daß es der Herzog etwa nicht bemerken möge, hatte er den einen Knopf bereits geöffnet und seufzte wohligh. Fein und behutsam ließ der Marquis sein Glas erklingen.

Der Däne lugte blinzeln. „Die herzogliche Durchlaucht vermiffen die Madame?“ Aber weil seine

Nachbarin, eine geschwäßige Gräfin, sich eben zu ihm neigte, ob es denn wahr sei, daß der Herzog die Gesandten ohne Ausnahme vom Hofe entfernen wollte, hüftelte er leicht.

L'Estrade hatte ein hochmütiges Lächeln. „Es hat niemals in dem Bereich der Möglichkeit gelegen, daß man etwa Frankreich —“ Er hielt inne, sein Auge war dem forschenden Blick des preussischen Attachés von Arnim begegnet, der offenbar einen Teil des Gespräches gehört hatte.

Der Däne ließ sich nicht mehr stören. „Allgemein schon bemerkt man das Richterschienenfein der neuen Mätresse, von deren Akquisition man allerlei pikante Dinge zu sagen wußte. Sollte die hochfürstliche Liebe erkaltet sein, ehe man noch ihren lodernden Brand verspürt hat? Ich bedaure, daß ich, wir alle, uns um die neue Sensation betrogen sehen.“ Er langte mit sicherer Hand nach der dargebotenen Schüssel, tat sich reichlich auf. „O ja, Marquis, ich bin enttäuscht, c'est vrai. Aber Ihr wißt vielleicht des Rätsels Lösung? Ich liebe pikante Geschichten zwischen Wein und Braten.“

L'Estrade zupfte gelangweilt an seiner Manschette. „Une petite négligeance! Der Herzog hatte vergessen, daß er den Vater seiner neuen Geliebten unschuldig in den Kerker warf. Der Zufall ließ es die Tochter entdecken.“

Der Gesandte lächelte bedauernd, trank innig.

„Madame Madelaine hat sich noch nicht genügend akklimatisieren können. Ihr Frauentum ist kaum drei Tage alt.“ Der Marquis lachte widerwärtig. „Parbleu, sie weigerte sich kurzerhand, heute der Öffentlichkeit vorgestellt zu werden, die Gefangenschaft des Vaters zum Vorwand.“

Der Gesandte von Dänemark verwunderte sich. „Der Herzog sollte den Vater freigeben und die unwillige Schöne also versöhnt halten?“

„Ah bah, c'est déjà fait, man ließ den Alten laufen.“ Der Franzose zerteilte ein Stück Braten, schob es zwischen die gelben Zähne. „Aber es half zu nichts. Die seelische Kraft der Madame versagte auch ferner, une migraine comme il faut, was sollte man tun? Sie in das Fest peitschen lassen? Das hätte uns den Appetit verdorben. Also riet ich dem Herzog, eine seiner gelegentlichen Intimen als Stellvertreterin zu wählen, etwa die Mademoiselle Bonafini. Sie ist ein Protégé des Grafen Montmartin. Ich wollte dem Minister einen Gefallen erweisen, er ist dankbar.“

Die Neugier des Gesandten gab sich zufrieden. Der Ausgang der Geschichte, die er sich amüsanter gedacht hatte, enttäuschte ihn. Um das Gespräch nicht plötzlich beendet zu haben und seine Langeweile zu verraten, fragte er beiläufig: „Wie portieren sich übrigens der Graf von Armagnac?“

„Ich sah ihn lange nicht“, der Franzose sprach die Unwahrheit, „ich stehe ihm fern, wie jedem dieser

politischen Herren. Der Studien halber, wie man sagt, kam ich an diesen Hof. Weil ihm mein esprit in der Kultur höchster Eleganz bekannt wurde, berief mich der wohlledele Monarch.“ Er blähte sich eitel. „Nicht umsonst verbrachte ich mein halbes Leben an den Höfen Europas, das nach den Segnungen französischer Kultur durstig ist. Je suis un philanthrope, aus reinem Herzen, mit dem lebhaftesten Wunsche, den der Kultur Würdigen zu helfen, opfere ich mein Leben für diese Aufgabe.“

Eine breite, sehnige Gestalt schob sich hinter dem Sprecher vor. Der Degen an dem ranken Leibe hatte ein ernsteres Aussehen, als die zierlichen Attrappen der Kavaliere, die ringsum gingen. „Bon soir, messieurs, ich störe doch nicht?“ Herr von Arnim hatte ein spöttisches Lächeln: „Die französischen Ansichten über ein reines Herz, eine edelmütige Mildtätigkeit verraten ohne Zweifel eine große Verschiedenheit mit dem, was sie in Deutschland bedeuten.“ Ohne eine Aufforderung abzuwarten, zog er einen Stuhl herbei, ließ sich nieder.

„Ich wüßte nicht, was in Deutschland unsere Kultur übertreffen sollte?“ Der Marquis ahnte nicht, wohin aus der verhasste Preuße wollte.

Arnim überhörte die höhnische Bemerkung. „Nun wohl, Ihr seid an diesen Hof berufen, ihm einen Schein des Glanzes von Versailles zu bringen. Verteilt Ihr

aber den Gewinn, den die herzogliche Lotterie Euch eintrug, unter die Armen?“

Dem Marquis saß es gallenbitter auf der Zunge. „Ihr seid der Meinung, der Mensch und das Gold seien Dinge, die sich nicht berühren dürften? Man erzählt wohl, in Eurem Lande dient der Mensch um der Schläge willen, die ihm gnädig verabreicht werden.“

„Und in Frankreich hält man Soldaten beschäftigt, wie berichtet wird, die in gelegentlichen Kriegen, von der Regierung über den Rhein vom Zaune gebrochen, diese Schläge auf ihren willigen Rücken nehmen.“

Ein Hassfunke sprühte aus den glänzenden Augen des Marquis. „Eine befremdliche Sprache, monsieur!“

Arnim verneigte sich. „Ich diene Euch mit der gebührenden Antwort. Es täte mir leid, wenn Ihr gar mit dem Prinzen Soubise verwandt wäret.“

Die Kopfbacher Erinnerung ließ l'Estrades Entzündung hell aufflammen. „Das führt über den Rahmen eines Tischgespräches hinaus!“

„Aber warum?“ fragte Arnim freundlich, sann nach. „Ihr sprachet davon, Euer Schloß sei in der Normandie gelegen, Marquis? Der gute Geschmack verhütet, daß wir uns heute veruneinigen wollen. Vielleicht werde ich Euch einmal in Bellevarde Château heimsuchen dürfen?“ Er blickte forschend, sah mit Befriedigung, wie der Marquis zum ersten Male,

seitdem er an diesem Hofe war, mit den Worten zu ringen begann. „Der Name Eures Schlosses klingt weit über die Grenzen Frankreichs hinaus. Aber solltet Ihr nicht doch vielleicht seinen Namen fälschlich in die Normandie versetzt haben? Ich fand zufällig ein Verzeichnis der adligen Besitzungen dieser Gegend, hm, Bellevarde Château fand ich nicht.“

Soeben trat der französische Gesandte Graf von Armagnac in Begleitung des preussischen Grafen von der Schulenburg auf die Gruppe zu. Gemessen tauschten die Herren ihre Grüße. Freundschaftlich schüttelte Arnim die Hand des französischen Geschäftsträgers. „Ihr sollt urteilen, ob ein Scherz, der mich und den Marquis l'Éstrade beschäftigt, wirklich geeignet ist, seinen gerechten Zorn zu verdienen. Ohne ihn molestieren zu wollen, bemerkte ich, daß ihm seine Tätigkeit an diesem Hofe ohne materiellen Gewinn kaum gefallen möchte.“

Der Graf Armagnac sah beunruhigt, wie der Marquis sein Spizentuch zog, die heißgewordene Stirn aufgeregt trocknete. „Ich verstehe nicht.“

„Sehr wahr, ich bedaure, wenn ich den Marquis verletzt habe.“ Der Attaché hatte sich zur vollen Größe seiner männlichen Gestalt gereckt, warf dem Gesandten Frankreichs das Schwert hin. „Seit wann aber, mein Herr Graf von Armagnac, ist der Marquis de l'Éstrade zum offiziellen Begleiter des französischen Geschäftsträgers ernannt worden?“

Der Blitz war gefahren, eine ungeheuerliche Taktlosigkeit geschehen. Oder war dem nicht so? Herr von Arnim behielt seine ruhige Freundlichkeit, der Marquis sank in sich zusammen, und auch der französische Gesandte kämpfte mit allen Anzeichen höchster Unruhe. Der dänische Gesandte aber blies die Backen auf und stieß in seiner Erregung die Luft geräuschvoll von sich. „Dieser Preuße ist verrückt“, dachte er, „intéressant, très intéressant!“

Auf den Grafen Armagnac sprangen scharf und angriffsfroh des Herrn von Arnim Worte, ließen die Komödie enden, die hier zu Preußens Gunsten gespielt wurde. „Ich weiß sehr wohl, Herr Graf“, er baute dem geschlagenen Gegner Flug die Brücke, „daß dieser unwürdige Gast des Hofes mit Euch in keiner anderen Beziehung zu stehen vermag, als daß er Euer geschenktes Vertrauen mißbraucht. Man pflegt doch im allgemeinen in Frankreich die guten Sitten zu wahren.“ Er hielt inne. In leichenfahler Blässe sah das Gesicht des Marquis, weitauf riß der Däne die kleinen verschmißten Augen, hatte vor Erstaunen und Erwartung die Hände halb emporgehoben, als wolle er die Neuigkeiten schleunig ergreifen. Lächelnd stand der Graf von der Schulenburg.

„Herr Marquis de l'Éstrade“, Arnim betonte jedes Wort seiner Anrede mit Nachdruck, „wir gelüften nicht danach, Euer Infognito zu lüften. Aber es soll hier wenigstens gesagt werden, daß Ihre Familie

bedauert, sich Eurer werthen Person nicht erinnern zu können, weil dieselbe nicht existiert. Das ist das Ende meines kleinen Scherzes."

Armagnac besann sich, nun das Geheimnis aufgedeckt war, keinen Augenblick mehr, die Situation zu retten, indem er den Marquis fallen ließ. Sein verachtender Blick sah über ihn hinweg. Er verneigte sich kühl. „Wenn Euere Angaben, mein Herr, woran ich nicht zweifle, den Thatsachen entsprechen, werde ich die Affäre zu arrangieren wissen. Nur erbitte ich die dieser Angelegenheit gebührende Diskretion.“

Man war höflich einverstanden. Nur der Däne hatte eine stille Freude, schon jetzt zu überlegen, wem alles er unter dem Siegel der Verschwiegenheit die köstliche Affäre berichten könne. Arnim hatte nicht umsonst die Gegenwart des Schwasthaften benutzt.

Eine süße Musik hub im Saale an. Die Paare ordneten sich zur Quadrille à la cour. Man sah den Herzog, die Bonasini am Arm, in das Rarree treten.

Schulenburg drückte dem jungen Attaché die Hand. „Schon lange genug störte uns dieser geheime Drahtzieher in allen politischen Manövern. Ich will es Euch gedenken, dem König Bericht geben.“

„Es war eine Bagatelle“, bescheiden wehrte Arnim ab, „zuverlässige Leute, schon lange auf die Spur gesetzt, berichteten mir endlich, dieser Herr von l'Éstrade sei mit einem Baron Duhan identisch, der am Hessischen Hofe sein Unwesen getrieben habe und verschwunden

sei, als man dem ein Ende machen wollte. Ein ehemaliger Diener des falschen Marquis wurde zum Verräter und überbrachte mir schriftliche Unterlagen. Damit nun Graf Armagnac gegen seine Kreatur Stellung zu nehmen gezwungen wurde, arrangierte ich die kleine Situation. Er wird noch heute diese Beweise erhalten, die ihm nichts Neues mehr bieten werden“, Arnim holte ein wohlverschürtes Bündel von Papieren hervor, „danach mag sich der Marquis ein anderes Betätigungsfeld suchen. Ein welscher Intrigant ist weniger an diesem Hofe; ich wollte, mit diesem einen hätte ich alle verjagt.“

Er verließ das Fest. Als er durch das Farbenhewühl der modischen Menschen schritt, lag ein verachtendes Nichtverstehenkönnen um seine Lippen. Halbblaut sang er vor sich hin:

„Jagd, Karten, Kleider, Tanz und hundert andere
Poffen,

Sind aller Unterhalt, bis daß die Zeit verflossen.“

Wie er die Treppen hinabstieg, der Säufstenschlag ihm geöffnet wurde, hörte er einen Zug Menschen sich entfernen, eine Schar herzoglicher Leibwächter, wie es schien, die um eine Portechaise versammelt waren. Eine Anzahl Pagen schritt vorauf.

Der preußische Attaché verwunderte sich nicht. „Eine neue Tollheit des Herzogs, was geht es mich an!“ Er gebot seinen Trägern den Weg nach dem Hause des französischen Gesandten.

Der Däne hatte gut vorgesorgt. Bald tuschelte man sich in der Festgesellschaft von dem Interessanten ins Ohr, das hinter dem törichtem Greisengesicht des Marquis de l'Éstrade verborgen gewesen sei. Aber die Anteilnahme der Eingeweihten ging nicht über Gebühr hinaus. Die Politik? Ein ennuyantes Geschäft und nicht wert, sich damit zu befassen!

Nur der Graf Montmartin war mißgestimmt, hatte doch der Marquis ihm seine Freundschaft durch die Bonafini bewiesen. Sie sollte das Werkzeug sein, um auszugleichen, was Wittleders gelungener Streich dem Minister an Einbuße der herzoglichen Gunst verursacht hatte. Doch auch ohne l'Éstrade war der Weg noch nicht verwehrt.

Als Montmartin den Herzog aufsuchte, sprach der Kirchenratdirektor Wittleder, in der ihm eigenen slavischen Haltung den Rücken gebeugt, leise und eindringliche Worte. Aber der Herzog hörte kaum. Noch immer beschäftigte ihn die seltsame Ablehnung der Madelaine, die seine Ehrungen zurückgewiesen hatte. „Eure ewigen Ratschläge ermüden mich“, sagte Karl Eugen, betrachtete angelegentlich die wohlgeformten Knie der Bonafini und verglich ihre sehnigen Waden mit der schwellenden Jugend Madelaines. „Ich habe ein wirkliches Wohlgefallen für die Jungfer empfunden, aber aufregende Szenen mit Weibsvolk sind mir degoutant. Ich kassierte den Offizier, der den Krämer in den Kerker warf, aber die Befreiung des Vaters

verfehlte jeden Eindruck. Sie bekam Weinträmpfe, und wenn auch die Kammerfrau erzählt, dieses Gebaren gehöre zu ihren Gewohnheiten, mon dieu, ich teile dieselben nicht.“ Der alte Unmut kam über den Herzog. „Dabei liebt mich das Mädchen, wie keine mir noch ihre Liebe antrug. Sie warf sich mir zu Füßen, sie nannte mich mit närrischen Liebesnamen, aber blieb bei ihrer Weigerung, das Fest zu besuchen. Ich glaube, mon directeur, sie hat ein überfeines Gemüt, sie verwechselt partout Schande mit Ehre. Je ne comprends plus, ich werde sie nach Hause schicken.“

Um Wittleders Augen glitt ein Schein von Sorge. „Eine solche Marotte erhöht nur den Wert des Gegenstandes“, sprach er schmeichelnd. „Man hat Beispiele, wo Frauen aus Berechnung eine solche Attitüde beliebten.“

Herzog Karl beugte sich zur Bonafini, lachte be-lustigt auf, wie sie seiner galanten Bemerkung in gut studierter Züchtigkeit Antwort gab, wobei ihr sogar ein schamhaftes Erröten gelang.

„Zufällig sprach ich die Kammerfrau“, zischelte Wittleder, „sie versicherte mir, die unleidliche Stimmung der Madame habe sich zum Guten gewendet, wohl deshalb, weil Euer Herzogliche Durchlaucht sich dieselbe nicht verdrießen ließen.“ Er erspähte den Minister und fing den Blick auf, den die Bonafini über den Rand ihres Glases mit dem Grafen wechselte. Aus messingenen Feuerbecken stieg zag und rauchlos

der Duft der Olivenkerne, umstrich wohligh die heißen Stirnen. „Euer Herzogliche Durchlaucht zu vermelden“, versuchte Wittleder listig das Letzte, „die Kammerfrau Françoise theilte mir mit, Madame Madelaine habe bereits ihre aufrichtige Reue bezeugt und harrte der Gnade, in Vergebung ihrer Contenance noch heute vor Eurem verzeihenden Angesicht erscheinen zu dürfen.“

Karl Eugen fuhr auf. Von der hastigen Bewegung erschütterte der Tisch, Glascherben klirrten auf der Erde. Montmartin, der in Eile näher getreten war, hörte noch, wie er fast schreiend befahl: „Man bringe die Madame hierher, sofort. Ich verzieh ihr alles!“

Was ihn der Wein und der Trubel des Festes sollte vergessen machen, stand wieder lebendig vor ihm, die Sehnsucht nach Madelaine, die ihn liebte. Ihre kindliche Unschuld, jene Reinheit, die ihm fremd war, wie alles, was zu seinem goldenen Herrscherthron den Weg nicht finden konnte, hatten einen verborgenen Gefühlsstrom in seiner Seele freigelegt, dessen sich der stolze Mann geschämt hätte, wäre er recht seiner eingedenk gewesen. Denn Karl von Württemberg hatte vergessen gelernt, daß es noch etwas anderes gab als Hochmut und wilde Tat. Als zarte Pflanze schon war es ihm erstickt worden. Friederike von Bayreuth, die ihm des großen Friedrich Politik bereits als Sechzehnjährigen anverlobte, hatte es nicht zu

hüten gewußt, so herb und kalt bis in das Innerste, wie sie war. In sich selbst hinein zog sich der Jüngling zurück. Um Seele zu suchen, sank er in die Sinne. Als aber Friederike, durch sein leichtfertiges Tun in ihrem Frauenstolze gekränkt, in heimlicher Flucht den Gatten verließ, war aus Karl Eugen der tolle Herzog geworden, der, von einer lästigen Fessel befreit, nichts mehr spürte, was ihn bändigen konnte.

Empfand er heute das große Unrecht, daß der armen Jungfer widerfahren war? Ihr schluchzendes „Ich liebe Dich“ hatte ihn verhindert, seinen Machtanspruch ihrem unverständlichen Eigensinn entgegenzusetzen. Neue, helle Blut flammte in Karl; den letzten Rest einer Schuld, wenn er sie leise schon gefühlt hatte, brannte sie aus. Madelaine weigerte sich nicht mehr! Sie sah ein, wie er ihr Glück und Ehre erweisen wollte; zum zweiten Male kam sie zu ihm, freiwillig trug sie sich ihm an.

Der Herzog befahl Wein, seine Augen hatten einen schimmernden Glanz, er klatschte in die Hände, gebot neue Kurzweil.

Söhnisch hatte Wittleder sich an die Bonafini gewandt, flüsterte ihr zu: „Verlangt Ihr nach Karriere, Madame, wendet Euch ein zweites Mal besser an mich!“ Er neigte sich zu dem Fürsten: „Die Madame erbat Audienz in einem Privatgemach, vorerst ohne Zeugen. Sie ist noch turbiert, auch möchte sie Euer erstes Wort ungestört vernehmen.“ Der Herzog nickte Gewährung.

Der Kapellmeister Nicolo Tomelli hielt den Taktstock hoch. Eine süßliche Melodie hub an, sich in aller Herzen zu schmeicheln. Der Italiener, der einst an der Peterskirche zu Rom seinen Siegeslauf begonnen hatte, den man jetzt den größten Komponisten der Zeit nannte, kannte seine Zuhörer gut. Als das Orchester unaufdringlich leise zarten Untergrund geschaffen hatte, tönnte eine einzelne Geige, spielte der Violinist Jardini, sicher von Tomellis Taktstock geleitet, ein südlich heißes, zauberisches Liebeslied.

Weit abseits der anderen saß der Herzog. Als ob ihn die Gegenwart der Bonafini und seiner Begleitung bedrückt hätte, enteilte er ihnen und kämpfte hinter einer Säule halb verborgen mit den Gedanken, die die Musik in ihm löste. Gold und Glanz flimmerten ringsum, in den Edelsteinen der Ringe und Geschmeide brach sich das Kerzenlicht, ein Bild höchster Pracht und Menscheneitelkeit, das ihm zur Hulldigung entfaltet war.

Karl Eugen hatte die Hand unter das Kinn geschoben, verachtend blickten seine Augen, als hätten sie die Nichtigkeit von allem erkannt, was um sie her war. Mochte er ahnen, daß seine großen Pläne, seine Begierden nach Herrschertaten, von denen die Nachwelt noch rühmen sollte, sich bisher nur in den strahlenden Schlössern, dem Lichtglanz prächtiger Feste schöpferisch gestaltet hatten? Einsam, scheu saß eine Träne in seinem Auge, der Sinnende fühlte sie

kaum. Mächtig wuchs in ihm das Gefühl trostlosen Verlassenseins, wie nie zuvor, kam ihm neu das Sehnen nach einem unschuldigen Herzen, in Liebe ihm ergeben, vor dem er den harten Sinn beugen, ausruhen durfte, um neue Kraft zu schöpfen für das Hohe, das geisterhaft ihm voranleuchtete und sich immer wieder entwand, als sei er seiner nicht würdig.

Wie ein düsterer Schatten erschien es neben dem Fürsten, Wittleder war vorsichtig zu ihm getreten, hütete sich aber weislich, den von der Musik Ergriffenen zu stören. Soeben hatte er erfahren, Madelaine weigere noch immer jede Nahrung, so daß Françoise den Beruhigungstrank noch nicht verabreichen konnte. Aber er war vielleicht nicht einmal mehr vonnöten. Die Madame sei schon wieder artiglich still, denn die Kammerfrau habe alle ihre Mühe verwandt, sie wie die Schlange ihr Lämmlein gefügig zu machen. Sie habe gar fein von der Liebe Seiner herzoglichen Durchlaucht zu reden vermocht, was die Jungfer offenbar bewege. Die Sänfte sei bereit, und Françoise lasse fragen, ob sie die Madame in das herzogliche Kabinett vorführen lassen solle, auf die Gefahr hin, daß sie ihr erregtes Gebaren vom Morgen fortsetze? Wittleder besann sich nicht. Der Stein war im Rollen, wozu ihn also aufhalten, so man ihn doch selbst bewegt hatte? „Seine Durchlaucht befehlen das Erscheinen der Madame!“ Der Bote ging.

Der Herzog sah sich aus seinen Träumen emporgezungen. Ihm war, als sei jemand unter den zahlreichen Menschen, der seine Gedanken mitzufühlen trachtete. Seltsam bewegt hob er den Kopf und erblickte zwei blaue Augen, die über das Festgewühl hinweg ihn bewundernd suchten, und erstaunte sich. Die Frau, der sie gehörten, jung war sie und voll anspruchsloser Schönheit, hatte er nie gesehen und war ihm doch nichts Fremdes an ihr.

Karl Eugen deutete mit dem Kopf; wider seine Art vorsichtig, als wolle er nicht, daß man es irgendwie bemerke, fragte er, wer die Dame sei?

Wittleder entsann sich: „Die junge Gattin eines Ansbach-Bayreuthischen Kammerherrn, der in Pforzheim seinen Wohnsitz hat. Der Mann ist ein Ausbund der Säßlichkeit und durch seine wilde Eifersucht, mit der er die Frau quält, eine weitbekannte, lächerliche Persönlichkeit.“

Karl Eugen winkte. „Und der Name?“

„Eine Baronin von Leutrum“, entgegnete Wittleder und beschloß sogleich die Existenz dieser Frau in seine Berechnungen neu einzuführen.

Die Musik spielte einen Tanz. Raum waren die ersten aufreißenden Töne ergangen, als von jeder Seite ein Tänzerpaar in die Mitte des Saales zierlich trippelte; immer mehr kamen hinzu, fanden sich in schmeichelnden, anmutigen Bewegungen, bis sich jetzt das ganze Ballett in den Hintergrund des Raumes

schob. Denn mit langen federnden Sprüngen tänzelte ein in silbergraues Tuch gekleideter Mann herbei und schuf schmiegsame Bilder. Angelo Vestris, der Gott des Tanzes, wie man ihn nach seinem berühmten Vater nannte, feierte neuen Triumph.

„Die Madame beeilt sich nicht?“ fragte der Herzog, neuerlich ungeduldig.

„Sie wird sich kleiden wollen, wie es einer Königin des Festes geziemt“, scherzte Wittleder und fühlte eine leichte Sorge.

Mißtrauisch runzelte Karl die Stirn. „Sie hat Zeit genug gehabt, ihre Toilette zu beenden. Ihr nehmt freundlichen Anteil an meinen höchsten Angelegenheiten, wie? Vielleicht, weil Ihr die eigenen Pflichten nicht mehr in dem rechten Maße erfüllt“, bemerkte er boshaft.

Wittleder machte sich mit dem Gedanken vertraut, um des Herzogs maßlose Verschwendungssucht zu befriedigen, würde ihm nichts anderes übrigbleiben, als aus seinem eigenen sorgsam vermehrten Vermögen für den Bau der Solitude eine beträchtliche Summe zu opfern. Ansonst mußte er gewärtig sein, seine einträgliche Stelle zu verlieren. Der Gesandte von Frankreich, der offenbar den Herzog suchte, enthob ihn zuvörderst der Sorgen.

Unter einem Schwall von Komplimenten küßte Graf Armagnac die Hand des Fürsten. Auf Befragen nach dem Wohlergehen des Marquis l'Éstrade,

schüttelte er bedauernd den gepuderten Kopf. Als der Herzog sich verwunderte, spielte er eine leichte Verlegenheit. „Es steht mir schlecht an, mein Fürst, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, aber was soll man tun! Man hat den Marquis verletzt, er ist eine sensible Natur und wie so mancher nicht für den rauhen Wind geschaffen, der zuweilen in Deutschland weht.“

Karl Eugen saß erstaunt. „Ich wüßte nicht, Graf, daß mein Hof die Kultur nicht zu pflegen weiß, die wir Eurem ruhmreichen Lande verdanken.“

„Mon dieu“, der Gesandte schlug verzweifelt die Hände ineinander, „quel erreur, le duc de Wurtemberg ist der freisinnigste Monarch, den dieses Deutschland besitzt. Von seinem Lande wird der Marquis von l'Éstrade nur Bewundernswertes in Paris berichten können. Mais il me faut parler, Euer Durchlaucht befiehlt? Ein preußischer Vertreter begann einen Streit mit dem Marquis, wie man so zu streiten pflegt, ich war selbst Zeuge“, versicherte er wichtig. „Um dem herzoglichen Hofe alle Differenzen zu sparen, fand ich es taktvoll und der Gastpflicht angemessen, der wir stets genügen sollen, im Interesse Württembergs und Frankreichs möge sich der Marquis nicht zum zweiten Male einer solchen preußischen Flegerei aussetzen.“ Der Graf dachte grimmig, daß das Material des Herrn von Arnim ihn seines besten Gehilfen beraubt hatte. „Ich bitte meinen Fürsten untertänig, die Affäre diskret zu behandeln. Im

Interesse des guten Tones, den Frankreich auch in den geringfügigsten Dingen zu bewahren wünscht, erlebe ich, nicht etwa höchstselbst eingreifen zu wollen, vielleicht zugunsten Preußens.“ Der Gesandte hatte ein leichtes Lächeln.

Bei Erwähnen des verhassten Namens war Karl Eugen heftig aufgefahren. „Ich habe dem Marquis Anweisung gegeben, bis auf weiteres Ludwigsburg zu verlassen, und erbitte höchstdero stille Genehmigung hierfür!“ sagte Graf Armagnac schnell.

Säh wuchs die Zornesglut in Karl. Er stampfte das Parkett mit dem Fuß. „Preußen mischt sich schon in meine Privatdinge und versucht, mir harmlose Gesellschaftler frech zu vertreiben!“ Mit Befriedigung vernahm es Graf Armagnac. „Ich soll es gelassen dulden, verlangt Ihr? Wo bleibt die Souveränität meines Thrones? Bin ich ein Fürst oder ein Narr?“

Und der Gesandte von Frankreich, der eine Gefahr heraufdämmern fühlte, flüsterte dem Wütenden ins Ohr: „Frankreich bleibt immerdar bemüht, die Souveränität des großen Herzogs Karl mächtig zu erhalten. Es steht wider den preussischen Übermut“, zischelte er, „aber die stärkste Waffe besitzt, wer verschwiegen zu handeln versteht. Ich bin beauftragt, Eurer Fürstlichkeit zu melden: der Marquis de l'Éstrade reiste auf Wunsch des Herzogs von Württemberg nach Paris!“

Erstaunt überlegte Karl. „Ich kenne die näheren Umstände Eures Streites nicht“, sagte er langsam, „aber wenn Eure Diplomatie diese Lesart verlangt, so sei es, damit sie wider Preußen, so gut wie bisher, meine Sache in Wien gegen die auffässigen Stände führe.“

Dankbar küßte der Gesandte Frankreichs zum andern Male die Rechte des Fürsten.

Angelo Vestris begann den zweiten Tanz. Eilig ging der Fürst, denn eben hatte Wittleder die längst erwartete Nachricht empfangen. Madelaine kam.

In der Erregung des Wartens schritt Karl Eugen in seinem Gemache auf und nieder, hatte den Degen achlos beiseite geworfen, jetzt fiel die breite Schärpe von seinen Schultern. „Mir ist heiß, öffnet das Fenster!“ gebot er und sog mit weitem Atemholen die strenge Herbstluft.

Aus dem Winkel sah Wittleders kleines Auge, unruhig flackerte es zuweilen darin auf. Und doch dachte er, wie um sich zu besänftigen, daß seine freche Lüge, Madelaine habe freiwillig des Herzogs Gegenwart und Fest begehrt, in der Leidenschaft des erwarteten Auftritts untergehen mußte. Nein, seine Sorgen waren unnötig.

Hochauf horchte der Herzog. Vom mittleren Schloßhof her, den Festlärm von der Nordseite deutlich überschwingend, hörte man laute Rufe, die durch

Augenblicke lang zum Lärm anschwellen, dann war es wieder totenstill. Jetzt sah man Fackeln durch die Nacht leuchten, immer mehr davon wurden entzündet, ein Haufe Menschen ballte sich eng zusammen, deutlich schallten aufgeregte Stimmen zu den Lauschenden herüber.

Karl Eugen wandte den Blick, traf sich mit Wittleders funkelnden Augen. Die Arme hielt der Herzog über der Brust gekreuzt, ihm war, als wüchse eine Wand zwischen ihm und dem Günstling, die in Mitleid sich endlich errichtete, ihn von den Mächtschaften eines Bösen zu befreien. „Was bedeutet das? Vor den Gemächern der ehemaligen Herzogin erblicke ich Gestalten. Eine Sänfte steht abseits, aber sie bewegt sich nicht. Die Menschen sind in zitternder Hast. Sie beugen sich zur Erde, als betrachteten sie einen Gegenstand des Entsetzens. Jetzt lösen sich ein paar Bediente aus dem Haufen. Erblickt Ihr die Frau, die in wahnsinniger Eile über den Hof kommt, auf uns zu? Die Gestalt ist mir bekannt, es ist die Kammerfrau Françoise, ich fürchte — —“

Wittleder war jedem der leidenschaftlich gesprochenen Worte des Herzogs in steigender Aufregung gefolgt. Das noch unbekannte, aber schon geahnte Geschehnis bohrte ihm die Stirn. Er fühlte, daß ihm sein leichtsinniges Spiel entglitten war, aber noch verlor er die Besinnung nicht. „Ich fürchte, wie Euer Herzogliche Durchlaucht es aussprechen wollten, die Kammerfrau

hat sich zu einer Unbesonnenheit hinreißen lassen, die ihr teuer zu stehen kommen wird.“

Ehe Karl noch erwidern konnte, schlug die Thür auf und Françoise stand, das Gesicht von Tränen genäßt, vor den Männern. Wirr hingen ihr die Haare, von der Eile des Ganges feucht, in die niedrige Stirn. Sie erschrak jäh, als sie den Herzog erblickte, wo sie nur Wittleder vermutet hatte. Und als ob das große Böse seinem schlimmen Sohn aufs neue helfen wollte, stürzte sich das Weib auf die Knie und flehte mit gerungenen Händen um Gnade. Weil Karl sich nimmer regte, benutzte der Kirchenratdirektor den Augenblick, sprach streng zur Kammerfrau gewandt: „Außere Sie sich, was ist vorgefallen? Seine Herzogliche Durchlaucht erwartet auf Eure Nachrichten hin das Eintreffen der Madame. Was zögert diese solange, oder berichtetet Ihr falsch? Da sei Gott vor!“

Françoise fühlte dumpf das falsche Spiel, aber durch das gräßliche Geschehen, das ihr noch schauder- voll vor der Seele stand aller Widerstandskraft be- raubt, stammelte sie nur: „Die Madame ist tot!“

Eine heftige Bewegung ging durch den Herzog. Er blickte fassungslos bald auf die Frau, bald auf Witt- leder, lauschte gequält, wie es in jagenden Säsen aus dem Munde des Weibes kam:

„Ich bereitete die Madame zum Fest. Sie tat ruhig und ergeben. Manchmal lächelte sie still, als freue sie sich über etwas Geheimnisvolles. Mir erschien es

sonderbar, wenn sie mich dabei ansah, bald feindlich, bald auch mitleidig, wie es mich dünkte“, flüsterte Françoise. Sie verschwieg weislich, daß sie der Unglücklichen geschworen hatte, der Herzog würde ihren eben befreiten Vater wieder ergreifen und rädern lassen, wenn sie seinem Wunsche nicht willfahre. Zum mindesten wollte Karl Eugen ihren guten Willen erkennen, daß sie es trotz ihres kranken Leibes versucht habe, ihm zu gehorchen. Da war es gewesen, daß Madelaine ihren Widerstand aufgab und jenen seltsamen Blick tat.

„Madame verließ ihr Gemach“, erzählte Françoise, „ich folgte ihr dicht, Heiducken trugen die Fackeln voraus. Und als wir auf den ersten Altan traten“, sie zitterte, denn Karl Eugen hielt das schmerzruckende Fleisch ihres Armes wild gepackt, „winkte Madame leicht. Ich wollte näher treten, sie um ihren Wunsch befragen, als sie schon mit einem plötzlichen Sprunge das Geländer erfaßt hatte. Ich schrie auf, ich wollte zugreifen, aber es war schon geschehen.“

Schweigen war im Gemach, nur der Atem der drei Menschen ging schwer und stockend. Überlegen, nachlässig blickte vom hohen Sockel die Voltairebüste von Lejeune.

„Sie lebte noch, als Ihr sie aufhobet?“ fragte der Herzog endlich.

Françoise schüttelte weinend den Kopf. „Wir haben sie in ihrem Zimmer aufgebahrt, — befehlen Herzogliche Durchlaucht?“

„Nein!“ schrie Karl Eugen auf, preßte die Hand auf seine Brust, schüttelte sich im Krampf. Dann trat er dicht an den bestürzt zurückfahrenden Wittleder heran, langsam stießen sich ihm die Worte von den Lippen. „Übertreibt Eure Unmaßungen nicht, Mann. Ich brauche Euresgleichen“, sein Blick streifte die Kammerfrau und verriet so, daß er das Einverständnis der beiden durchschaut hatte, „aber ich will mich nicht mit Euch gemein machen. Hütet Euch, die Grenzen zu übersteigen, die ich gesetzt habe. Heute triebt Ihr einen Menschen in den Tod, aber tragt es mit Eurem Gewissen, ich bin überzeugt, daß es noch Schlimmeres zu verantworten haben wird“, höhnte er. Seine Hand wies gebieterisch hinaus. Wie ein geprügeltes Tier schlich Françoise davon und wagte erst aufzuatmen, als sie die Stimme des Herzogs nicht mehr vernahm.

„Die Dame wird mit den höchsten Ehren begraben“ befahl Karl Eugen, „die Eltern sind geldlich zu bedenken“, er hatte vergessen, daß der Krämer am Morgen seiner Freilassung schon jedes Geschenk verweigert hatte, „der Stallmeister soll anspannen lassen!“

Wittleder glitt davon.

Totenstill schloß Einsamkeit um den Mann. Unirdisch leise lockten von fernher die Musiklänge des Festes der Pracht. Karl Eugen saß starr und müde.

Pferdehufe klappten heran, Fackeln brannten auf dem Hof, halblauter Befehl schwirrte empor. Da

erhob sich der Herzog jählings, griff nach dem Degen. Über seine Schultern legte man behutsam den weiten Mantel. Die lodernnden Leuchten der Reiter, die den Reisewagen umgaben, senkten sich ehrfurchtsvoll, als Karl Eugen auf den nächtlichen Hof schritt. Grüßend hob er den Dreispiz, stieg rasch ein.

Vor auf die flammende Eskorte, zog der Wagen leicht an, sauste in die Finsternis davon und nahm nach dem Märchenschlosse den Weg, das man die Solitude nannte.

Zur selben Zeit, als der Herzog dem Feste entfloh, die Einsamkeit zu suchen, sprach der französische Gesandte bewundernd zu dem Grafen Montmartin, als jetzt ein kostbares Feuerwerk Schloß und Gärten von Ludwigsburg erhellte: „Die Ehrlichkeit muß es gesehen, monsieur le comte, keine Fête unter Louis Quatorze“, er lüftete den Hut, „vermochte die berühmten Arrangements des duc de Württemberg zu übertreffen!“

Der Minister Graf Montmartin verneigte sich geschmeichelt.

VI.

Mit jenen bösen und guten Geistern, die um jedes Menschen Seele lauern und sorgen, stritt der ruhelose Mann im schnelljagenden Wagen stärksten Kampf. Wenn er zuweilen durch die blanken Scheiben in die Nacht hinausfah, wo flüchtig, wie ein Gespensterlicht, ein Leuchtstrahl aus flammender Fackel in die Büsche und Bäume am Wege fuhr, wenn zu dem Ächzen der Räder harter Hufschlag der voraufliegenden Reiter grausam dröhnte, immer war es ihm, als gingen Gesichte und Geräusche mit ihm einher und hielten Zwiesprache mit dem ringenden Flehen seines erwachenden und doch immer noch gefesselten Herzens.

Das Bild Madelaines zwang Karl aus seinem Gesichtskreis nicht mehr fort. Mit traurigem Lächeln stand sie vor ihm, nicht mehr verschüchtert und angstgeheßt, wenn sich auch ihre kleinen Hände ihm entgegenstreckten. In Anklage wiesen sie nur auf ihn, und voll Schauder sah er, daß sie rot von Blut waren, und blutig floß es auch aus ihrer Stirn, die in Felsen hing.

In Troß saß der Herzog auf. „War ich nicht Dein Retter, als la Roche Dich entführte? Nahm ich Dich nicht, weil Du selbst es so wolltest?“ Aber schüchtern, in Vorsicht hinspürend, klang ein Mahnen dazwischen:

„Sei wahrhaftig, Karl Eugen! Rettetest Du sie nicht nur darum, weil ihr Leib Dir gefiel, weil Du an ihr erfüllen wolltest, wie Du keiner Deiner Launen jemals gewehrt hast?“

„Und wenn es so wäre“, lächelte der Hochmut, „ließ ich ihr nicht freie Wahl, habe ich ihr etwa befohlen, mich zu erhören? Freiwillig gab sie sich hin, weil ihr Herz es begehrte!“ Amsonst focht das klagende Gewissen, wie es dringlich beschwor: „Rühmst Du Dich wirklich dieses Sieges, Herzog, den Du über ein unschuldiges Kind errangest? Um Deinen Simmen wie ein Tier zu frönen, spielst Du Komödie mit Dir selbst!“ Da begehrte die Herrschsucht auf, überschrie alle Stimmen, die guten und die schlechten, grollend klang ihr Ton: „Ich schwieg, als die Törichte sich meinem Feste entzog, obwohl sie, widerspenstig, mir ihre Liebe aufs neue schwor. Ich besiegte mich und schwieg, wo ich hätte befehlen können. Nun handelten meine Knechte frech an meiner Statt; nicht mir gebührt die Schuld an dem Verhängnis! Und die es berufen haben, sollen es büßen.“

Alle Stimmen schwiegen peitschengebückt, Karl Eugen hatte ein wildes Leuchten im Gesicht. Langsamer kamm der Wagen zum Bergschloß hinan, knirschend sprangen die Steine unter den harten Rädern davon.

„Ich war daran, ein Spielball der Laune meiner Kreaturen zu werden“, der zornige Mann ballte

die Faust, „sie wollen über meinen Kopf, sie sollen sich hüten!“ Unsanft stieß er den Diener beiseite, der ihm den Schlag hielt, weil das grelle Fackellicht in seiner Hand ihn blendete.

„Tranquillitati sacrum voluit Carolus“ grüßte die Inschrift vom Portale des Märchenschlosses. Aber war es in Wahrheit durch die naturbegnadete Stätte, die es behütete, ein Heiligtum, der Ruhe geweiht, der Mann, der es erfunden hatte, konnte auch im seligen Frieden waldbumrauschter Einsamkeit nimmer genesen. In seinem eigenen Herzen saß ihm der Wurm, und Karl Eugen vermochte aus eigenen Kräften ihn niemals zu bannen, weil er nicht zu dem Wissen dringen konnte, daß alles Entbehren seiner Seele, trotz Macht und Glanz seines Herrscherlebens, trotz unbedenklicher Sinnenfreude, Schuld seines wilden, leidenschaftlichen Blutes hieß.

Einsam, nachtverdüstert schlummerte die Solitüde. Man hatte in dem erst zu einem Drittel vollendeten Schlosse ein Gemach wohnlich für den Herzog bereitet. Fröstelnd rieb er seine Hände über dem Kaminfeuer. Vom Hohenasperg her brauste der Nordsturm heulend heran, donnerte gegen die zitternden Scheiben und blies in die Flammenscheite hinein, daß es prasselte und funkenstäubte.

Steil und groß ragte Karl Eugen im Gemache. Als wolle er über sich hinauswachsen, streckte er seine Glieder lang und zog die sich erwärmende Luft in die

Brust. Die goldene Pendule auf dem Kaminsims sang mit hellem, feinem Klange die sechste Morgenstunde. Ohne auf das ihm bereitete Bett auch nur einen Blick getan zu haben, riß der Herzog die Klingel, gebot Schreibzeug und saß in rastloser Arbeit.

„Ich will reinen Tisch machen“, finster hob Karl Eugen den Kopf, „das Geschmeiß, das mich unheilvoll gängeln möchte, soll hinaus. Ich will niemand mehr neben mir haben, niemand!“

Kuriere sprengten davon.

Irrtum rettete sich in neue Irrwege hinein. Unbändiges Blut, rastloser Latendurst, schrankenloses Herrentum, blinde Eitelkeit hielten den tollen Herzog mit ihrer stärksten Gewalt in unerbittlichen Händen, um ihm und allen, die da Württemberg hießen, Leidenssaaten zu streuen.

Oder fühlten Himmelsmächte schon ein Besinnen, das dem Manne selbst noch fremd geblieben war, ahnten sie, daß das Gute in Karl Eugen noch nimmer starb, daß es zum Leben erstehen mußte, wenn die Hand sich fand, die ihn sorglich leiten würde?

* * *

Zu der peinlichen Untersuchung, die der Herzog von Württemberg über die ihm zu Ohren gekommenen Vergehen des Kirchenratdirektors Wittleder einzuleiten befahl, hatte als erster der Minister Montmartin seine Anklageschrift überreicht. So konnte der

Brief der Madame Josephine, der längst Verschollenen, doch noch dazu dienen, dem Dämon Württembergs vollends den Garaus zu machen, wenn Karl Eugen nicht schon ohnedies dazu gesonnen gewesen wäre.

„Tag und Nacht um Euer Herzoglichen Durchlaucht Wohl bedacht, waren mir die Umtriebe des Herrn Wittleder niemals fremd“, betonte der Minister Graf von Montmartin und zog mit kummervoller Miene den lange gehüteten Brief hervor. „Also beliebte der getreue Diener das ihm von seinem Fürsten geschenkte Vertrauen zu mißbrauchen“, er las langsam vor: „Für den Kammerrat! Wenn derselbe nach der Stelle eines Vizepräsidenten begierig ist, wie er schreibt, soll er umgehend sechstausend Gulden herbeischaffen.“

Unbehaglich blickte der Herzog. Der Diensthandel Wittleders war ihm keineswegs fremd geblieben, doch hatte er ihn schweigend geduldet, um seine immer bedürftigen Kassen zu füllen.

„Dieser Brief ist anscheinend nur ein Entwurf, der später nicht abgegangen ist, denn es steht hier vermerkt: durch Jérôme mündlich zu bestellen.“ Montmartin zeigte zwei winzig geschriebene Zeilen auf dem Schriftstück. „Diese Notiz ist bemerkenswert: für eigen viertausend Gulden, für Karl zweitausend“, der Graf entrüstete sich, „eh bien, ein guter Handel!“

Karl Eugen streckte ungeduldig die Hand aus, prüfte das Beweisstück. „Den Offizier der Wache!“ gebot er und erteilte seinen Befehl. Mit unbeweglichem Gesicht schrieb der Minister die Entlassung seines Feindes Wittleder. Der Offizier ging.

Jérôme stand plötzlich mit verlegenem Grinsen vor dem Herzog, reichte ein Schriftstück. Halb durch die Unverschämtheit des Bittschreibers belustigt, halb in Zorn lachte der Fürst auf. „Bekam der Herr Wittleder nicht meinen Brief?“ Und als Jérôme nicht verstand, fragend die Hände streckte, rief Karl Eugen empört: „Um ein für alle Teile peinliches Aufsehen zu vermeiden, erbittet der Direktor unter Verzicht auf die öffentliche Untersuchung um eine gnädige Entlassung mit einem Abschiedsdouceur von zehntausend Gulden und um die Verleihung eines höheren Titels. Bei Gott, die Frechheit dieses Mannes übersteigt alle Grenzen. Man sollte ihn hängen lassen!“

Schlangengleich schnellte Jérôme zur Thür, als wolle er schleunig entschlüpfen, um Wittleder zu warnen. Aber des Herzogs strenger Befehl hielt ihn zurück.

Der Blick Karls sah durch den Mann hindurch. „Sag Er seinem Herrn, ich würde seiner Dienste stets eingedenk bleiben und bring ihm dies!“ Er schrieb die Anweisung über das geforderte Geld, reichte sie dem Boten. Kaum aber war Jérôme verschwunden, als Karl zum zweiten Male den Offizier der Leibgarde

befahl. „Er dringt mir tout de suite in die Wohnung des Direktors Wittleder ein, der beschäftigt sein wird, sich zur Abreise zu bereiten. Verlange Er umgehend die Anweisung auf zehntausend Gulden zurück und fordere auf der Stelle noch einmal die gleiche Summe in bar. Sofern der Direktor dieselbe nicht aufzubringen vermag, wie er vielleicht vorgeben wird, hat Er Befehl, denselben zum Hohenasperg zu überführen!“ Lachend wandte sich der Herzog zum Grafen: „Nun mag er wählen! Ich bin nicht im Zweifel, wofür er sich entscheiden wird.“

Der Minister lächelte geringschätzig. „Wittleder wird noch heute für immer Württemberg verlassen.“ Er stand abwartend und sah auf den Herzog. Karl Eugen spielte mit dem schwergoldenen Federkiel. Aber die hohe Stirn zog sich seine herrische Falte, nachdenklich gab er dem Grafen seinen Blick zurück.

Und Montmartin, mit den Stimmungen seines Herrn wohl vertraut, erkannte, daß Karl schon in seinem Herzen bewegte, wie er auch ihm das ähnliche Schicksal bereiten würde, das heute Wittleder widerfuhr. Es galt demselben zu begegnen. Karls Begierde nach Alleinherrschaft, so sinnlos sie auch war, mußte erfüllt werden, ohne daß der Minister dabei an Einfluß verlor. Der Schlaue sah den Weg.

* * *

Zum andern Male stand Graf Montmartin vor Karl Eugen. Er wußte gut, wie sehr das Denken über den Tod der bemitleidenswerten Demoiselle noch immer den Fürsten beschäftigt hielt. Jede seiner eigenwilligen Taten zeigte dem ränkevollen Mann, daß Karl Eugen, nur noch auf sich selbst gestellt, Erfüllung seiner ehrgeizigen Herrscherträume erhoffte. Darum hatte er alles geschehen lassen, was der herzogliche Wille befahl. Ob das Land darüber stöhnte, was kümmerte es den ehrgeizigen Minister! Weil er unmerklich immer mehr Karl Eugen freien Spielraum ließ, hatte es geschehen können, daß dieser fast seines Wunsches vergaß, sich auch des Grafen zu entledigen, den er doch mit Recht als verderblich für das Land erkannt hatte. Montmartin aber sah sein Feld bereitet.

„Ich halte es für an der Zeit“, sprach der Graf, „vorsichtig bei den Ständen zu erlauschen, ob sich nicht mit ihnen auf gütlichem Wege ein Vergleich erzielen läßt. Man braucht einen solchen nicht ernst zu nehmen“, er lächelte fein, „ein Operationszug, eine Schlachtbewegung, die für den endlichen Sieg der Souveränität bedeutend ist. Im Namen des Staates und der Verantwortung, der ich mir stets bewußt blieb, fordere ich diesen Schachzug als ein Gebot der Stunde.“ Montmartin heuchelte Erregung.

„Wenn es beliebt! Es ist nicht das erstemal, daß wir ein solches Mittel bevorzugen.“

Der Minister hatte eine Träne. „Ist auch die Landschaft versöhnlicher gestimmt, meine Person, die unparteiisch nur für das allgemeine Staatswohl bedacht ist, wurde den Herren dort verhaßt und vermöchte wohl jede Annäherung scheitern zu lassen.“ Montmartin hob die Stimme zu theatralischer Höhe. „Aus Staatsräson, nur mit Kummer beuge ich mich ihrem Geheiß, bitte ich um gnädige Entlassung aus meinem Amte.“

Karl Eugen zeigte offene Bewegung. Plötzlich vor einen Entschluß gestellt, den er schon wenige Monate vorher auszuführen bereit gewesen war, versagte ihm jetzt die Sprache. So sehr fühlte er im Unbewußten, wie sein Wesen der Stütze bedurfte, daß er jetzt eine abwehrende Bewegung machte. „Ah bah, eine Laune, nicht wahr?“

„So wahr mein Herz für meinen Fürsten und sein Land hier drinnen in heißer Glut sich verzehrt, so unabänderlich muß mein Entschluß sein.“ Montmartin seufzte tief. „Um Württembergs willen darf ich nicht zaudern. Weil sein Wohl es erfordert, wird das Schwere mir leichter werden.“

Karl Eugen wußte gar wohl, wie der Minister die Wahrheit sprach. Aber jener durfte nicht ahnen, daß seine Bitte, der er noch unlängst ohne Bedenken entsprochen hätte, ihm heute nicht mehr zu Gefallen war. Er selbst ja durfte sich nimmer gestehen, daß er aus eigenen Kräften stark zu sein nicht vermochte. Mont-

martin war ein Mann, der ihm manchen Nutzen gebracht hatte. Wenn man ihn jetzt auch öffentlich seines Amtes enthob, nichts stand im Wege, so man es für gut befand, auch fürderhin seinen Rat einzuholen. Mit schnellem Entschluß sprach der Herzog: „Eh bien, ich genehmige in Gnaden Eure Entlassung. Als letzte Eurer Amtshandlung schreibt mir den von Euch so klug angerathenen Landtag zur Beilegung der Irrungen aus. Ich aber bleibe Euer wohlaffectionierter Fürst.“

Also hatte sich Graf Montmartin aus allen Schlingen gewunden, die ihm zahlreich gedroht hatten. Die Maskerade eines Landtages der Versöhnung war der letzte öffentliche Streich, den er den Ständen spielte. Ihr Zorn darüber war nutzlos, denn durch seine klugbedachte freiwillige Entlassung konnte er sich, noch dazu mit allen Ehren überhäuft, in seine Ruhe zurückziehen.

Karl Eugen aber wechselte von Weiß zu Schwarz und den vielen andern Farben. Dabei verschmähte er es nicht, daß oftmals ein Kurier zwischen seinem Hofe und der Zurückgezogenheit, in der Montmartin behaglich lebte, geheime Botschaften trug.

Es war des tollen Herzogs wildeste Zeit. So oft er sich auch wieder in neue Liebeshändel verstrickte, mehr noch als das leidenschaftliche Begehren und Erfüllen seines Blutes, schuf sein ringendes Verlangen nach dem Ruhmeswahne, ein großer Fürst zu sein, dem Lande Jahre des Leidens. Niemand aber trug schwerer an ihren Qualen, als er, der sie selbst verursachte.

VII.

„Äh hm“, Herr von Gaisberg zog die Luft durch seine mit einem ewigen Schnupfen grausam geplagte Nase, „ich glaube, die surprise, die ich überbringe, wird Euch willkommen sein.“ Er legte ein zierlich gefaltetes Brieflein auf den Tisch und kreuzte die weißbestrumpften Beine übereinander, wie um sich behaglich für eine längere Anwesenheit vorzubereiten. „Die durchlauchtigen Herrschaften sind enchantiert von dem scharmanten Wesen Eurer verehrungswürdigen Gemahlin, wie wir alle, Baron!“ Sein erhaben hochmütiges Gesicht strahlte in Verzückung. „Bien entendu, nicht minderes Wohlgefallen erregte die brillante Konversation Eurer liebenswürdigen Persönlichkeit, mein teurer Freund.“

Der Freiherr von Leutrum sah mit schiefem Kopfe mißtrauisch auf den Sprecher. Er öffnete den Mund kaum: „Comment?“

„Ich bin beauftragt, äh hm, Euch und die Baronin zu bitten, die Visite baldmöglichst zu wiederholen. Die Durchlauchten wünschen, sans phrase, sich mehr en famille Eurer présence zu erfreuen.“

Der Kammerherr von Leutrum machte eine Bewegung, die einem Dankkompliment ähneln konnte; Gaisberg quittierte sie jedenfalls mit höflicher Ver-

neigung seines gepuderten Kopfes. Dieser Baron ist ebenso unhöflich wie häßlich, dachte er bei sich. Wenn ich nicht die arme madame la baronne bedauerte, rührte ich nicht einen Finger dafür, diese Leutrum's am Hofe von Montbéliard zu protegieren.

Mit spitzen, dürrn Fingern langte der ansbach-bayreuthische Kammerherr nach dem Billet auf dem Tische. Ohne sich weiter vor seinem Gaste zu bedenken, öffnete er wißbegierig und fing an, zu lesen.

„Ah hm“, Gaisberg saß entrüstet. „Das Schreiben ist von der Eurer Gemahlin befreundeten Demoiselle de Grollmann und für die liebreizende Baronin allein bestimmt, wie die Aufschrift zeigt.“

Der andere ließ sich nicht stören. Halb laut las Leutrum: „Wildbad, den 5. Mai 1769. Herr von Gaisberg wird sein Versprechen gewiß erfüllen, Deinen Herrn Gemahl zu bitten, uns das Glück Deiner Anwesenheit so bald als nur möglich zu schenken; laß es Dir darum auch einen rechten Ernst sein, scharmante und liebste Freundin, auf das Bäldeste und Allergeschwindeste zu uns zu kommen, je eher, je angenehmer. Diese Versicherung soll ich nochmalen von unserer gnädigsten Herrschaft geben mit vielen Komplimenten, so dieselben befohlen, Dir zu erteilen.“

Der Mann mit dem häßlichen Zwergengesicht hatte das Billet der prinzlich Eugenschen Hofdame von Grollmann achtlos auf den Tisch geworfen, krauste

drohend die Stirn. „Ich fühle mich durchaus befugt, in dieser sündhaften Zeit, die wir unfreiwillig uns zum Leben erlasen, jedwede Kontrolle für mich und mein Haus selbst zu übernehmen.“

„O bitte!“ Herr von Gaisberg spitzte lächelnd die Lippen. „Je comprends très bien. Die Eifersucht ist zwar eine rare Leidenschaft geworden in diesem siècle des Geschmacks, denn sie fügt sich nicht mehr in den Rahmen der Education. Aber, mon dieu, man freut sich zuweilen, sie noch zu entdecken, von edler Blut genährt.“

Leutrum trommelte mit den hageren Fingern auf das Kirschbaumholz des Tisches. „Überbringt dem Prinzen Friedrich Eugen und seiner hohen Gemahlin meinen untertänigen Dank, Monsieur de Gaisberg. Wir werden dem Wunsche der Herrschaften ehrfurchtsvoll in Bälde nachzukommen streben.“ Er schien die spitze Bemerkung des Besuchers überhört zu haben und stand auf. „Der gnädigen Herzogin meine besondere Ergebenheit.“

Langsam erhob sich der Cavalier. „Ich bitte mich zu pardonieren, wenn ich Euch derangiert habe, mein lieber Baron“, er verstand wohl, daß der Hausherr die Visite beendet wissen wollte. Aber Herr von Gaisberg besaß Humor. Schon von jeher fand er einen Gefallen daran, seinen Mitmenschen das Gegenteil von dem zu erweisen, wonach ihnen der

Sinn stand. Nur mußte das Unangenehme so vorsichtig an sie herantreten, den Schein einer Wohlthat tragen, daß sie es nicht abwehren konnten und noch dazu ein freundliches Gesicht sich als Maske für ihr ergrimmttes Herz hergeben mußte. Solches war für die geistreiche Gewandtheit des erfahrenen Hofmannes und Diplomaten kein schweres Kunststück, aber er unterließ es nie, sich immer von neuem darin zu erproben.

„Man sagt, lieber Baron“, schon an der Thür, hielt Gaisberg plötzlich inne, „Ihr zeigtet ein unverhältnismäßig großes Interesse für die Wissenschaften und die Literatur? Réellement, schon geht diese geheime gute Meinung von Euren Kenntnissen bewundernd von Mund zu Mund.“ Und während Leutrum erstaunt dreinlickte, denn Bücher waren ihm nur dadurch bekannt geworden, daß auf seinen Befehl der Hofmeister sie zur Beschäftigung seiner Gattin in Massen bestellen mußte, zog Gaisberg neuerlich die Luft durch die Nase.

„Gerade die gnädigste Baronin, Eure feinsinnige Gattin“, sprach der Besucher mit ehrlichem Gesicht, „ist wohl der eminenteste Beweis Eurer Talente, mein teurer Freund. Wie zart, wie überaus deliziös weiß sie den holden Klang herrlicher Poesie zur Darstellung zu bringen“, er warf berauscht die Augen zur Decke, „wie weise, wie erhaben verklärt ihr deutendes Wort den unsterblichen Sinn!“

Ungeduldig trat Leutrum von einem Fuß auf den andern, aber der Spötter ließ sich nicht beirren. „Ob wohl ein stilles Naturkind, die einstige Demoiselle de Bernerdin, Eure himmlische Gattin, aus einsamem und wissenschaftsarmem Landhause, ohne Eure sachgemäße Hilfe eine solche Klugheit weisen könnte? Jamais! Und wollt Ihr es nicht eingestehen, so ehrt es nur die bescheidene Zurückhaltung, die Ihr übt!“ Herr von Gaisberg zog, ohne bemerken zu wollen, daß der Kammerherr unterdessen auch schon die Thür geöffnet hatte, ein saffiangrünegebundenes Buch hervor. Sanft, aber gebietend drückte er den fassungslosen Leutrum in seinen Sessel zurück.

In der Mitte des Zimmers stand Gaisberg, verdrehte künstlich die Augen, hielt in der Kokett in Diamanten blizenden Rechten den Klopstockband, die Linke spreizte er deklamierend nach allen Seiten. „Ihr müßt zum Abschied noch ein Gedicht hören, das ich den Durchlauchten am gestrigen Abend lesen durfte“, befahl er. „Der Prinz Friedrich Eugen war gerührt und nannte den Dichter den göttlichsten Deutschen. Euch aber wird die Durchlaucht gewißlich nach dem Poem fragen, denn Euer Ruf als Sachkundiger in diesen Dingen drang längst zu ihm.“ So wies der Listige den Freiherrn darauf hin, wie nötig es für ihn sei, seinen Worten zu lauschen.

Und wenn auch Herr von Leutrum wütig herausschreien wollte, ihm sei das Werk schon lange be-

kannt und Klopstock ein Esel, der ihn ermüdere, be-
rauschte sich der rachelüsterne Besuch schon an den
rhythmischen Versklängen:

Wäret Ihr nicht, und könnte der Mensch sein Leiden
nicht weinen,

Ach, wie erträug er es da!

Und weil der Vortragende, der aus Laune nur be-
gonnen hatte, dem Dichtwerk jetzt mit der Seele an-
heimfiel, denn der weiche Klang der Ode begeisterte
sein Sprachempfinden, fand der vergewaltigte Kammer-
herr keinen besseren Rat für sich, als geduldig die ihm
endlos dünkenden Verse über sich ergehen zu lassen.
Mit griesgrämigem Gesicht spielte er die ihm auf-
genbütigte Rolle des Literaturliebhabers zu Ende.

Als Herr von Gaisberg zum zweiten Male an der
Tür stand, war er der Sieger des Tages. Denn der
erschöpfte Leutrum erspähte noch immer das saffian-
grüne Büchlein angriffsfroh in seinen Händen und
mußte eine zweite Auflage der Vorlesung befürchten.
Und gar sanft und fein, wie es ihm selten zu Gesicht
stand, brachte er es sogar über sich, dem Gaste für den
Genuß zu danken, was Gaisberg, sichtlich bewegt, mit
einem gerührten „Ah hm!“ in Empfang nahm, während
seine befriedigte Rache ein köstliches Mahl der
Schadenfreude hielt.

Als Leutrum sich von seinem Besucher endlich be-
freit sah, spürte er, wie eine Unruhe sein Herz befallen
wollte. Nicht etwa erschien ihm die Einladung der

Mömpelgardter Herrschaften gefährlich. In dem kleinen Hofstaate des Prinzen Eugen, Bruder des Herzogs von Württemberg, wußte der ewig Mißtrauische niemanden, der ihm seiner Gattin Herz hätte stehlen können. Etwa der Herr von Gaisberg?

Leutrum lachte kurz und häßlich auf. Franziskas kindlichem Gemüt war das selbstsicher geistreichelnde Wesen des höfischen Kavaliere unbehaglich und fremd. Nein, der nicht und kein anderer bisher. Friedrich von Leutrum wußte in der That nicht, weshalb ihm Sorgen bedrücken sollten. Sein im Grunde eitler Stolz auf den glücklichen Besitz Franziskas hatte, seitdem sie sich schon ein paar Wochen zur Kur in Wildbad befanden, durch die Auszeichnung der Mömpelgardter Herrschaften eine reichliche Befriedigung erfahren. Also war es wohl die emmyante Vorlesung des niederträchtigen Gaisberg, die ihm die Laune hatte verderben helfen. Aber das war der geschwäßige Hofmann nicht wert. Leutrum beschloß, seine Stimmung zu meistern.

Dieses Wildbad, wo man nur wenige Menschen sah, war wohl nach seinem Gefallen. Die Anwesenheit der Herzogin Dorothee, die fast mütterliche Zuneigung der hohen Frau zu Franziska, auch die Freundschaft mit der Hofdame Grollmann, waren alles nur glückliche Zufälle, die ohne Gefahr für ihn selbst, auch Franziskas Bedürfnissen nach gesellschaftlicher Unterhaltung Rechnung trugen.

Der Baron seufzte. Es war schade, daß er seiner Frau noch immer nicht diese überflüssigen Gedanken nach Konversation und Festen hatte abgewöhnen können; vielleicht würde sie mit den Jahren zu befehren sein. Er hoffte es. Die fast kerkerähnliche Abgeschiedenheit, in der er zu Pforzheim besitzneidisch seine junge Gattin hütete, hatte ihren armen Lippen zwar kein Wort verzweifelter Anklage bisher entspringen lassen. Sie litt stumm. Aber wenn Leutrum gehofft hatte, sie würde sich an seine selbstlose Fürsorge gewöhnen, wie er sein Tun vor seinem Innern zu verantworten pflegte, so belehrte ihn ihr scheues Wesen eines anderen. Selbst das letzte Lachen hatte Franziska verlernt, auch wenn sie sich allein und bei ihren geliebten Büchern wußte.

Von Jugend an zu strenger Frömmigkeit erzogen, versenkte sich die Frau mit der heißen Inbrunst, die Einsamkeit und unerfahrene Jugend in ihr nährten, in die Heilige Schrift, die Werke der Meister Eckehard, Tauler und der anderen. Bei ihnen allein noch fand sie den Trost, den ihr armes, gequältes Herz verlangte. Denn auch ihr Schicksal las sie dort geschrieben, wie alles Menschenleben gottbestimmt sei und allein befähige, den Höchsten brünstig zu schauen, um dessen Theilhaftigwerdung das Menschenstreiten verhängt ist.

Die neuesten Werke der deutschen Literatur, so spärlich sie auch an Zahl waren, wurden ihr zum stillen

Genuß, wenn die Schwere des philosophischen Studiums sie bedrängte. Gottsched, Lavater, Lessing, Klopstock, Ewald Kleist, im wechselvollen Durcheinander kamen sie zu ihr, die sich ihnen mit dem Reichtum ihres Frauenfühlens willig anheimgab.

Wenn der Freiherr von Leutrum sich ernstlich überlegt hätte, wie er sich vielleicht geistig seiner Frau hätte unentbehrlich erweisen können, als Helfer und Freund würde Franziska ihn begrüßt haben. Jetzt aber wagte sie nicht darüber nachzudenken, welchen Namen ihre Gefühle gegen den Gatten trugen, der ihr doch von geliebten Eltern zur Ehe anbefohlen war. Der Baron hatte sich damit begnügt, die nötigen Bücher heranschaffen zu lassen, die ihm als Ablenkung und Nahrung für seine Gefangene wert schienen. Keinen anderen Gedanken, als den der Eifersucht, trug er im Hirn, zu der ihm doch kein anderer Grund gegeben war, als daß er sich selbst gering einschätzte.

Franziskas Gesundheit vertrug die Pforzheimer Luft nicht. Wohl oder übel entschloß sich Leutrum darum, mit ihr in das nur zwei Stunden entfernte Wildbad im Schwarzwald überzusiedeln. Der Lufthauch des lieblichen Frühlings sollte ihr und seinem durch das verzehrende Mißtrauen arg angegriffenen Leibe die Heilkraft der gesunden Gebirgsquellen nutzbar machen. Allmählich auch, zage röteten sich wieder die Wangen der zarten Frau. Zufriedener hörte der Gatte ihr erstes verschüchtertes Lachen seit

langer Zeit, als sie ihm ein Starenpaar wies, das enganeinandergeschmiegt saß, während der eine sorgsam des anderen Schnabel pußte.

Das Eintreffen der prinzlich Eugenschen Herrschaften aus Montbéliard, wie man den Namen Mompelgardt zu verfeinern beliebte, hatte den Freiherrn nicht verstimmt. Der nähere Verkehr mit dem kleinen Hofe, wie Gaisberg ihn in Aussicht gestellt hatte, erfreute ihn durchaus. So manchemal aber, wenn trübe Stimmung einen Menschen beschleicht und der flugwägende Verstand nirgend etwas zu entdecken vermag, was die plötzliche Melancholie erklären könnte, ist es wohl die Vorahnung eines noch unbekanntem großen Ereignisses, das in seinem Unbewußten bereits seine Ankunft vermeldete. Der Baron von Leutrum zog ein unfreundliches Gesicht, als er das Billet der Demoiselle Grollmann zu Franziska hinübertrug.

* * *

Ein paar Tage später freilich, bei einem petit cercle im Hause der Mompelgardter, hatte sich das freiherrliche Wetter schon wieder verzogen.

Die Herzogin Dorothee sprach sehr lobenswerte Worte über das, was die Baronin von Leutrum über die Messiasde des Herrn Klopstock expliziert hatte. Zärtlich strich sie die Wangen der jungen Frau, die mit bescheiden gesenkten Augen über diesen Beweis

freundlicher Anerkennung sanft errötete und einem Madonnenbilde von italienischer Meisterhand nicht unähnlich sah.

Es begann der ansbach-bayreuthische Kammerherr allmählich auch sich seines eigenen Leibes Kurzweil zu erfreuen. Wider seine Gewohnheit reichlicher und mit viel Genuß sprach er dem süßen Weine zu. Dabei sah er zuweilen nach dem Herrn von Gaisberg aus und vergewisserte sich, daß dieser die Nähe Franziskas keineswegs bevorzugte. Kurz vor Beendigung der Festlichkeit ließ sich ein längeres Gespräch mit dem Hofmann nicht mehr vermeiden, dem er seine poetische Rache noch nicht vergessen hatte.

„Ah hm, mon cher“, Gaisberg zog die Hofluft geräuschloser als sonst, „die Intimität unseres Arrangements ist reizend, und die Hoheit glänzt als eine Perle der Frauen.“ Herr von Gaisberg übertrieb gern, und es half Leutrum nichts, er mußte ihn gewähren lassen. In der That war auch die einstige Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, die Gemahlin des Prinzen Friedrich Eugen, keine gewöhnliche Frau und ihrem Schwager, dem Herzog von Württemberg, dadurch verehrungswürdig geworden. Man sagte ihr zwar im Verschwiegenen nach, außer der Pflege von Kunst und Wissenschaften behauptete auch die Politik in ihrem Kopfe einen guten Platz, wie es bei einer Nichte des großen Friedrich von Preußen wohl nicht einmal verwunderlich erscheinen konnte.

Darum aber war Karl Eugen ihr noch nicht gram geworden, vielleicht, weil die Kluge seine Wege niemals unmittelbar gekreuzt hatte.

„Wir erwarten außerordentlichen Besuch“, Herr von Gaisberg trug eine hochwichtige Miene, „ich fürchte, unser stilles Wildbad wird sich im Handumdrehen in ein bewegliches Lager von Toiletten und Kurzweil verwandeln: den meisten zur Freude ihrer Schaulust, einigen wenigen auch zum verdrießlichen Argerniß“, ein spöttischer Seitenblick streifte den Freiherrn von Leutrum, „sofern sie ernsthaft ihre beschädigte Gesundheit zu pflegen trachten.“

Die ihm unbegründet erschienene Sorge der letzten Tage fiel dem Baron schmerzhaft ein. In Ungeduld fuhr er den Kavalier an: „Besuch? Was für ein Besuch?“ Eine schwarze Ahnung hielt ihn gepackt.

Herr von Gaisberg lächelte mitleidig. „Mein armer, lieber Freund! Der Eifer Curer wissenschaftlichen Forschungen wird durch den Schall aufdringlicher Ballettmusik empfindlich gestört werden.“ Als ob er wußte, daß der ewig Eifersüchtige schon jetzt schlaflosen Nächten entgegengehen würde, biß sein scharfer Spott: „Frisches Wetter zieht über Wildbad herauf. Der Herzog Karl Eugen hat seinem prinzlichen Bruder hohen Besuch allergnädigst zugesagt.“

Mit dumpfem Kopfe stand der Baron. Er besann sich, es möchte besser sein, wenn er dem Kavalier seine

Gefühle nicht allzu offen zeigte. Er tat gleichgültig: „Eine flüchtige Visite, nicht wahr?“

Gaisberg lachte. „Wie man es nimmt! Jedenfalls geruht Karl Eugen uns mit seinem gesamten Reisehoffstaate aufzusuchen. Wie gesagt, selbst das Ballett und die Komödie fehlen nicht.“ Freundschaftlich streifte er den Armel des Barons: „Merkt auf! Ihr werdet selbst sogar Eure Freude an der vornehmen Kurzweil haben. Der Herzog ist ein Künstler darinnen.“

„Meinetwegen!“ knurrte Leutrum und beeilte sich, den Herrschaften seine Abschiedshonneurs zu machen, denn soeben hatte die Herzogin Franziska freundlich entlassen.

Mütterlich, liebevoll sah die hohe Frau ihr nach. Auf der hohen Stirn kamen ihr ein paar nachdenkliche Falten. Niemand konnte wohl erraten, was sie sinnen mochte.

Die Baronin von Leutrum aber wußte noch nichts von der Ankunft des herzoglichen Hofes und welche Veränderungen damit auch ihrem stillen Leben bevorstehen sollten. Das unfreundliche Wesen ihres Gatten auf der Heimfahrt und in den nächsten Tagen redete jedoch genug davon, daß er wieder einen neuen, ihr feindlichen Einfall haben mochte.

Dann erfuhr Franziska von Leutrum das große Ereignis. Sonnenleuchtend stieg das Fest der Pracht in Ludwigsburg vor langen bitteren Jahren herrlich vor ihr auf. Da hörte sie ihr Herz plötzlich pochen in schnellen, zitternden Schlägen, wenn sie an den schönen stolzen Mann dachte, der damals einsam an der

Säule den schmeichelnden Klängen der Musik gelauscht hatte. Wie damals fühlte sie seine strahlenden, zwingenden Augen in sich hineindringen. Und sie verhehlte sich mit einem Male nicht mehr, wie oftmals, wenn Not und Jammer ihrer trostlosen Ehe sie fast erdrückt hatten, ein banges Erinnern voll glücklichen Sehns zu dem Manne auf dem Herrscherthronen geflüchtet war. So vergaß sie jetzt in Erwartung des Kommenden, denn die Hoheit hatte bereits die Anwesenheit der Leutnants zu allen Festlichkeiten befohlen, den boshaften Gatten ganz, lebte der nahen Zukunft, die ihr neue Kraft für kommende schwere Einsamkeitsjahre verleihen sollte.

Wildbad veränderte sein natürliches Gesicht. Umsonst trugen jetzt die Bäume ihr saftfrisches Grün. Der süße Gesang der Frühlingsvögel konnte der Kurgäste Herz nicht mehr rühren, wo es so viel Lärm und fremdartige Augenweide gab. Die ersten Karossen des herzoglichen Hofstaates waren eingetroffen. Die einsamen Waldstege belebten sich mit feinen Damen und Kavaliern in Seide und Samt. Zierlich schwebten welsche Laute der Plaudernden hinüber und herüber. Sans gêne verlustierte sich das Künstlervolk, fand sich zum Tanze zusammen, wo es ihm gerade recht schien. Ballettdamen zeigten ihre wohlansändigen Beine, wie es aber manchem prüderen Kurgast für eine öffentliche Sicht nicht gerade gebühlich dünkte, bis auch er sich schließlich daran erfreute.

Denn der Faumel, der über das stille Wildbad kam, war betörender Hauch einer galanten Luft überfeinerten Lebensgenusses, aus koketter Prüderie und zierlich versteckter Sinnenfreude gemischt, und wußte im Verein mit dem Werben des Frühlings auch die verstocktesten Herzen lodernnd zu entbrennen.

Franziska fühlte sich selbst nicht mehr. Was eine kurzichtige Gewalt ihr künstlich gefesselt hielt, brach sich mit der fröhlichen Kraft der Natur gewaltsam Bahn. Einmal wieder sollte sie den wundersamen Duft verspüren dürfen, der aus den buntprächtigen Roben der Damen, den weißglänzenden Spitzen der Kavaliers stieg, einmal wieder den scharf gewizten Geist sprühender Redegewandtheit erproben, ob schon das eigene Wissen sich gefestigt hatte, um mit ihm siegreich bestehen zu können. Einmal wieder fühlte sie im Strahl der Kerzen, tausendfältig von hohen Kristallspiegeln zurückgeworfen, wie sich ihr Festkleid schmiegsam und zart trug, von allen Seiten unbekannte Augen leise ihre schimmernde Haut stachen, bewundernd, neidisch, während lässig ihr beredter Mund den schlimmen Scherz des Kavaliers zur Waffe in der eigenen Hand verwandelte und ihn tödlich verwundete, so daß er eilig ein neues Gespräch zu führen begann.

So also, inmitten rauschenden Festes, fand Karl Eugen von Württemberg Franziska von Leutrum.

* * *

Die Herzogin Dorothea selbst hatte dem Schwager die junge Frau zugeführt. Im Nachdenken stand Karl, als überlege er, wo ihm die Dame schon einmal begegnet sei. Er fühlte, wie es sich ihm bei ihrem Anblick seltsam liebevertraut um das Herz legte. Minutenlang vergaß er eitle Herrscherpracht und höfisches Zeremoniell, als der Blutstrom der zarten Frauenhand leise in seinen Körper schlug.

„Ich bin entzückt, Baronin, die Bekanntschaft mit Euch zu erneuern.“ Er küßte warm die Hand der Frau von Leutrum.

Die Blicke der beiden begegneten sich, als suchten sie sich lange schon. Da stieg ein Erinnerung, flüchtig nur, in dem Manne auf, der Franziskas blaue Augen in kindlicher Bewunderung und Ehrfurcht auf sich gerichtet sah. So wohl auch hatte jenes arme Mädchen ihn angeblickt, dem die Verderbnis seines Hofes den Tod bereitet hatte.

Aber Karl Eugen schob das Bild gewaltsam fort; es waren so viele Dinge, mannigfaltig und aufreißend, um ihn entstanden, seitdem er ohne Wittleders Staatshilfe, nur noch von dem ränkesüchtigen Montmartin insgeheim geleitet, Gewaltherrscher seines Landes war.

„Ich bin Eurer Herzoglichen Durchlaucht im ersten Jahre meiner Ehe das einzige Mal begegnet, aber noch niemals empfing ich ein persönliches Wort von Euch“, bekannte Franziska freimütig.

Karl Eugen lächelte. „Ihr seid offen, madame la baronne, und scheut Euch nicht, dem Herzoge von Württemberg zu beweisen, daß er irrt. Ich glaubte, ich sah Euch schon des öfteren, sehr oft, nur habe ich Euch nie so begegnen können, wie heute.“

Franziska neigte das feine Haupt. „Seitdem ich zu denken vermag, schon als Kind, beschäftigte sich meine Phantasie mit dem strahlenden Bilde meines Fürsten. Vielleicht traf auch einer meiner stillen Gedanken sein Herz, so es sich gnädig an treue Untertanen erinnerte.“

Bewundert stand der Herzog. Die seltsame Schmeichelei der jungen Frau unterschied sich allzusehr von dem, was ihm davon alltäglich in Überfluß zuteil wurde. Die warme Stimme ihres Herzens, das mit den Worten mitschwang, drang selbst an sein der echten Töne nie gewöhntes Ohr. Und es kam über ihn, daß er bitter sagte: „Ich kenne keine getreuen Untertanen!“

Aber er bereute schon sein voreiliges Wort, denn Franziskas blaue Augen weiteten sich rund und groß, ihre Brust zitterte heftig. Und er sah, wie seine Rede sie bitter verletzt hatte. Denn daß er glaubte, was er sprach, wußte sie nicht.

Karl Eugen, wie immer er seinen Einfällen nachzugeben verstand, vergaß, daß seine Pflichten ihn bald wieder an die Seite der Schwägerin, des Bruders riefen. Seltsamerweise schien dabei seine Nachlässigkeit die Herzogin Dorothea nur zu freuen. Man konnte

zuweilen ihr heimliches, frohes Lächeln sehen, so oft ihre Augen das Paar suchten.

Jetzt schlich sich der Freiherr von Leutrum in die Nähe seiner Gattin, die noch immer bei dem Herzog stand, achtete gierig, ob er nicht ein Wort des Gespräches der beiden erlauschen könne. Schon aber war Karl seitab geschritten, sprach leise: „Ich habe Euch nicht betrüben wollen, Baronin, ich ahnte nicht, daß ein solches Herz für mich in untertäniger Liebe schlug. Ich war nicht der Menschenverächter, als den Ihr mich heute seht!“ Er stockte, las das Wort von ihren bebenden Lippen:

„Wer die Menschen verachtet, tut recht daran, wenn er selbst sich demütig bescheidet und seinen geringen Wert vor Gott erkennt.“

„Ihr laset viel in Büchern?“

„Ich bin einsam, wie Ihr, Herr Herzog! Sie sind mir die einzigen Gefährten.“

„Und Euer Gemahl?“ Ein leises Staunen war in seiner Stimme.

Franziska schwieg. Ihre Augen suchten, fanden und wiesen über die Menschenköpfe hinweg, wo der Freiherr von Leutrum soeben mit dem Herrn von Gaisberg widerwillig der Unterhaltung pflog.

Karl Eugen sah von der mißgestalteten Erscheinung des Barons zu der lieblichen Frau; es verschlug ihm das Wort. Endlich brach er das Schweigen, es klang

bitter: „Zwei Einsame, die sich begegnen. Nur schade, daß es für beide zu spät ist.“

„Es ist niemals zu spät, solange wir Besserung erstreben“, sprach die Frau.

Karl hob das Haupt. „Es gibt nur eines: die Tat. Bewahren wir uns die mächtige, wird auch der einsame Weg endlich zum Ziele gelangen!“

„Welche Tat?“ staunte Franziska.

„Wir wandeln durch Tag und Nacht“, spottete der Herzog, „so muß unser Tun sich den Farben anpassen, gleichviel, nur bringe es uns voran!“

Franziska blickte mit glanzvollen Augen. „So unser Ziel, wie wir erstreben, in leuchtenden Farben gebettet liegt, darf trotz Wetter und Nacht unser Handeln nur licht sein. Allein die gute Tat vermag uns zu retten!“

„Ihr seid fromm?“ Karl Eugen fragte unbehaglich.

Widerwillig fühlte Franziska eine Träne. „Ich versuche es zu sein, damit ich geduldig werde.“

Als der Herzog endlich der Baronin Entlassung erteilt hatte, sann er ihren seltsamen Worten noch lange nach. Er verhehlte sich nicht, daß Franziska von Leutrum ihm stärker in den Sinn, den wandelbaren, gefallen war, als wolle sie ihn mächtig erregen.

* * *

Franziska aber sollte für die große Stunde, da der Landesherr sie also geehrt hatte, strenge Buße leisten.

„Er ist ein Wollüstling, ein Frauenjäger!“ Leutrum zerrte seine junge Frau gewalttätig am Arm und wußte sich nicht genug zu tun, Geschichten von dem verschwenderischen tollen Herzog zu erzählen, die der Armen ohnedies durch ihn schon genugsam bekannt geworden waren. „Ich verbiete Dir, ihm Avancen zu machen!“

Im Gefühl ihrer Unschuld entzog sich die Frau ihm sanft. Eine Stärke fühlte sie in sich, wie sie sich ihrer noch nie bewußt geworden war. Die freundliche Stille des Leutrum'schen Hauses zu Wildbad trug ihr in dieser Nacht tausend Stimmen und Gesichte entgegen, und jedes von ihnen sprach und winkte ihr Mut zu.

In Staunen war der Kammerherr des leisen Widerstandes der Gattin gewahr geworden. Sie blieb nicht mehr gewillt, seine zürnenden Reden in Geduld zu hören. Das steigerte seinen Zorn nur noch mehr. „Er hat Dir schon Deinen Verstand verrückt“, schrie der Freiherr, „nicht einmal eine treue Warnung verträgst Du mehr!“

In freundlicher Ruhe, mit ihren Gedanken weit von hier, gab Franziska zurück: „Ich achte den Herzog, wie auch Du Deinem Fürsten Vasall bist. Das ist alles!“

„Du liebst ihn!“ kreischte der rasende Eiferfüchtige. Schadenfroh sah er, wie Franziska bei seiner Anklage

zusammenfuhr, wie wenn ein Schlag ihr Haupt berührt hätte, wie ihr glühendes Gesicht lafenweiß sich entfärbte, wie sie zitterte und kraftlos in den Sessel zurück sank.

Aber den wahnsinnigen Gatten hielt kein Mitleid, kein Verstand zurück. Seine haltlosen Beschuldigungen goffen sich über die Lebende. Da ging in Franziskas Herzen eine seltsame Veränderung vor. Es war, als wenn von verschlossenen Türen plötzlich die Riegel sich lösten. So leuchtete ein Sonnenlicht in dem mystischen Dunkel ihres Denkens. Franziska weinte.

Wenn auch Leutrum des Glaubens war, seine schmähenden Worte würden ihr für immer die Freude an den Ehrungen des Herzogs geraubt haben, so war es gerade sein Mund gewesen, der das Zauberwort gesprochen hatte. „Du liebst ihn!“ war es auf Franziska gestürzt, hatte gewaltig alle künstlichen Hindernisse gestürmt. In ihr blutendes, sehnfüchtiges Herz sah sie endlich hinein, lauschte seinem Flehen, das nur den einen Namen trug: Karl Eugen.

„Ich will zu Bett!“ Franziska hatte sich gerafft. Mit starkem Willen zwang sie die hochgehenden Fluten ihrer Erregung. „Deine Beleidigungen überstiegen das Maß, das Du der Achtung einer Frau schuldig bist!“

Leutrum knurrte wie ein räuberisches Tier. „Ich will nicht, daß Dir jemals ein anderer besser gefällt,

als ich“, und wurde rot, als er den Blick der Frau wesenlos, gleichgültig über sich hinweggleiten sah, „ich will nicht, hörst Du?“ Er packte sie neuerlich bei der Hand.

Franziska hatte den Kopf hochgehoben, suchte die Decke, als wolle sie ihre Augen und so sich selbst dem Widerwärtigen entziehen. Langsam, stöhnend, als entringe sie sich mühsam jedes Wort, sprach sie: „Ich weiß nicht, Fris, was Du mit mir willst? Habe ich schon einmal Dein Vertrauen mißbraucht? Entzogest Du es mir nicht schon an dem ersten Tage, an dem man Dich mir vermählte?“

Und dann bang, verzweifelt fast, weil die neue Erkenntnis ihr den Atem verengte: „Ich habe Deine Liebe gesucht, Leutrum, ich habe mich gesehnt nach einem einzigen Wort von Dir!“ Schauernd wich sie plötzlich zurück, weil das häßliche Gesicht des Mannes sich ihrem Munde gierig näherte.

„Sielst ich Dich nicht besser, als Du es je gewöhnt wareest, mein undankbarer Vogel?“ lockte der Baron. „Fehlt Dir etwas an Speisen, an Schmuck, an Deinen Büchern? Sag es mir, und ich will es herbeischaffen, wenn irgendwo auf der Erde es zu finden ist!“ schwor der unglückselige Mann, den die Scham über den eigenen mißgestalteten Leib zum Tyrannen gemacht hatte. „Franziska“, bettelte er und stürzte, von der Gewalt seiner Leidenschaft geworfen, zu ihren Füßen, suchte den großen Kopf an dem zitternden Knie der

gefcheuchten Frau zu bergen, stöhnte in unsäglicher Dual. Sie aber, die Gütige, Mitleidige, beugte sich herab zu ihm und strich leise sein Haar. Allmütterliches Erbarmen mit dem Zusammengebrochenen hatte ihre Abscheu verstummen lassen.

Da verging des Freiherrn weinende Rührung vor den herrschenden Gewalten seines Wesens, wie sie gekommen war. Als der alte stand er wieder vor der Frau, lüstern, fordernd. Die Niedrigkeit scheußlicher Sinnengier blickte frech aus seinen bösen Augen. Sie lachten versteckt in der Vorfreude lieblichen Genusses. Mit den Armen griff er nach ihr, wollte sie an sich reißen.

Franziska vergaß alle sanfte Zucht. Etwas Fremdes ließ sie handeln, wie Leutrum es an der Geduldigen nie gesehen. Mit ihrer ganzen schwachen Kraft fuhr sie dem Überraschten an die Brust. Und wie er taumelnd sich zurechtfinden wollte in dem neuen Geschehen, war sie schon in Eile geflüchtet, schloß mit zitternden Fingern die Thür ihres Schlafgemaches.

Ob Leutrum auch fluchte und drohte, mit den Fäusten das braune Holz marterte, sie gab keine Antwort mehr. Die Hände vor das Gesicht geschlagen, die Finger auf die pochenden Schläfen gedrückt, lauschte Franziska von Leutrum in sich hinein.

Und siehe, aus allen Gebeten von Entsagung und brünstiger Gottesverehrung stieg ein Neues im kühnen

Morgenglanze empor. Das gottbestimmte Los ihrer in Geduld und Demut ertragenen Ehe drückte ihr Herz als eine Last, die ein siegreiches Licht neu verklärte und leichter werden ließ. War auch nicht diese Schicksalsfügung himmelsgewollt? Zwei Einsame, die sich begegnen? Und Herzog Karl hatte gesprochen: Zu spät!

Franziska nahm es nicht wahr, daß sie, eine Gebundene, dem Fürsten niemals mehr sein könne, wie es ein flüchtiges Begegnen zuließ. Ihr dünkte es der Sendung genug, wenn sie dem Einsamen, von dessen immer mehr erstarrendem Sinn die Menschen erzählten, Glaubensstärke, Hoffnung für das Zukünftige gab. Niemals konnte es zu spät sein, wenn sie die Kraft für ihn, wie für sich fand. Durch ihr Leiden war sie gewappnet genug, neben dem Stolzen, dem Klugen würdig zu bestehen.

Es kam ihr nicht in den reinen Sinn, daß der Herzog vielleicht mehr von ihr verlangen könne, als es ihre Ehre zuließ. In ihrem unbedenklichen Fühlen konnte Franziska nicht unterscheiden, ob auch schon ihr verächtlicher Körper sein forderndes Wort in dem Widerstreite ihrer Seele mitsprach. Ihr Wissen von Gottes Wort und Wille allein hatte sie die Ehe mit Leutrum, gehorsam dem elterlichen Wunsche, ertragen lassen. Darum war es auch jetzt ihr einziger Gedanke, in Glauben, in kindlichem Schauer der Ehrfurcht: Gott führte die einsame Seele Karl Eugens ihr

zu, damit sie beide davon wüßten, wie Leiden allein den Menschen zum himmlischen Ziele weist. Ein jeder durch den anderen gestärkt, würden sie so besser, froher das ihnen auferlegte Schicksal weiterführen und freudiger sich ihm untertan wissen.

Franziska schlief. Bunte Träume umgaukelten ihr weiches Ruhelager. Sie sah den Gatten vor sich, häßlich, zornig. Da plötzlich trat der Herzog vor ihn, und der eben noch Furchtbare wurde ergeben, kriecherisch, obwohl Karl Eugen nicht ein einziges Wort sprach. Im Glanze neuer Feste hielt sie der tolle Herzog am Arm. Im raunenden Frühlingsswalde, wo eifertige Diener auf goldenen Tellern die Speisen auf den weichen Moosboden niederließen, immer und überall ging Franziska von Leutrum mit Karl Eugen. Nicht mehr einsam war der stolze Fürst. Wie sie selbst, die bebende Frau an seiner Seite, war er dem großen Schicksal ruhig ergeben, dem die Menschen alle untertänig sind; nicht mehr im Hader mit ihm, sondern seines göttlichen Willens bewußt. Da fand der tolle Herzog wieder die Liebe, die er so lange vergeblich bei den Menschen gesucht hatte.

Ein eiserner Gürtel legte sich um das im Schlafe des Leibes immerwache Herz der Frau. Sie schüttelte sich wie im Fiebertraum, sie hörte die gellende Stimme wieder im Ohr: „Du liebst ihn!“ Das zerriß ihr den Schlaf, ließ sie hochfahren und mit glanzvollen Augen in das Dunkel der Nacht starren. Mit übergroßen

Lettern erstrahlte es darinnen, ließ alles versinken, was sie fromm erdacht hatte.

„Karl Eugen“, sprach Franziska und hob die nackten, weißen Arme sehnsüchtig empor. Ihr ganzes Sein war ein einziges sich Verschrenkmüssen. Rinnende Tränen küßten ihre Wangen. Wach und selig lag Franziska, nur noch das eine zu denken, daß sie den Herzog von Württemberg liebte.

VIII.

Aus graublauen Wolken rieselte ein feiner Schnee. Die Männer, die am Uracher See beschäftigt waren große Kästen, mit Bitterstäben versehen, von zahlreich anfuahrenden Wagen schwerfällig herabzuheben, zogen den schützenden Mantel fester um den Nacken. Ein Schnauzbart mit grimmigem Amtsmienengesicht versuchte ein langes, mit Zahlen bedecktes Papierstück unter der Wagenplane vor hereindringender Nässe zu schützen. Leute kamen und gingen, erstatteten ihm Meldung. „Hundertundzwanzig Hirsche“, sagte der herzogliche Oberforstmeister seufzend, „aber zwanzig davon gingen auf dem Transporte ein. Kein Wunder, wenn man das arme Viehpferchen muß, als sei es ein Stück eingefalzenes Fleisch.“

Neue Wagen rollten heran. Schnaufen und Grunzen tönte schon von weitem. „Schweine und Bachen“, notierte der Grünrock, „fehlen die Dachse und Füchse, danach mag das Schlachtfest seinen Anfang nehmen.“ Grimmig fuhr er die Träger an, weil sie den Wildbehälter, darin sich ein mächtiger Keiler barg, vor der Schwere des Gewichtes zu Boden fahren ließen.

Um den See, einstmals hier künstlich bereitet, blinkten auf drei freien Seiten bunte Dächer winziger

Pavillons, in denen am Jagdtag die Speisen für die herzogliche Jagdgesellschaft aufgetragen werden sollten. Dort, wo das blaue Wasser an den dichten Wald stieß, waren die Wildbehälter versteckt. Von Treibern gescheucht, sollten sich die vielen Hunderte von eingefangenen Hirschen, Rehen, Füchsen, Schweinen, Dachsen nach dem labenden See stürzen, dem mörderisch sie erwartenden Tode entgegen.

„Ich wollte, ein Frost käme herauf und zerstörte den Herrschaften das schmutzige Vergnügen!“ Der Oberjägermeister hielt erschrocken inne. Eine Anzahl Hofkavaliere, in weite graue Mäntel gehüllt, schritt soeben vom Jagdschloß her hinter ihm vorbei. Er hörte noch, wie der eine der Herren, den sein kundiger Blick als den preußischen Gesandten erkannte, zu seinem Nachbar sprach: „Der Himmel klärt sich auf, es werden gute Tage werden.“

Der Sprecher war seitab geschritten. Wo der See buschumkränzt durch die Tannenzweige schimmerte, vor menschlichen Ohren sicher, stand Graf von der Schulenburg dem Abgesandten des Mömpelgardter Hofes Rede und Antwort. „In der Kontenance des Herzogs gegen Volk und fremde Höfe ist kaum eine Besserung zu verspüren. Nachgerade findet mein erhabener König es als unnütze Vergeudung seiner überlasteten Zeit, immer wieder vergebens zu raten.“

Der andere nickte sanft. „Ah hm, wir wissen“, Herr von Gaisberg machte eine Pause, „aber wir verhehlen

uns auch nicht, daß die evangelische Linie des Prinzen Friedrich Eugen einst die Erbschaft des Herzogs zu übernehmen hat und mit Preußen sich eng liiert fühlt.“

„Eh bien, das ist Zukunftsmusik. Noch ist der Herzog jung und frisch und mag uns eines Tages mit einem Thronerben überraschen. Wien drängt auf eine neue Verbindung. Wenn es die Mittel besitzt, den Papst zu einer Scheidung mit Friederike von Bayreuth zu veranlassen, und ich zweifle nicht, daß es sich dieselben zu verschaffen weiß, so steht es schlecht mit Eurer Erbschaft. Eine beträchtliche Abschlagszahlung für die herzoglichen Schulden und Karl greift zu.“

Herr von Gaisberg lächelte fein, beugte sich geheimnißvoll vor. „Der Herzog wird nicht wollen!“

Ungläubig fragend breitete der Graf die Hände.

„Karl Eugen ist verliebt. Die Herzogin Dorothea selbst hat den ersten Keim zu seiner neuen Leidenschaft herbeigetragen, die alle früheren übertreffen wird.“

„Seit wann beschäftigt sich eine Prinzessin von Brandenburg mit Dirnengeschichten?“ zürnte der preussische Gesandte.

„Seitdem sie erkannt hat, daß Dirnen und Betrüger das Unglück ihres herzoglichen Schwagers bedeuten, beschloß meine erhabene Hoheit, ihm eine edle Frau in den Weg zu führen, die ihm die Augen öffne.“

Der Graf von der Schulenburg lachte auf. „Karl von Württemberg zur Einsicht bringen? Das vermag kein Mensch!“ Und er sann nach, sprach leise: „Eine

edle Frau? Vielleicht ist das der Schlüssel zu seinem Herzen, wenn solches je zu öffnen ist. Ich bewunderte die Herzogin Dorothea schon immer“, beteuerte er ernst, „ich lobe darum ihre Wahl, ohne sie zu kennen. In solchen Dingen vermag die innere Ahnung eines hilfreichen Weibes alles, selbst ein Wunder zu erwirken. Und die Erwählte? Sie ist von Adel? Aber nicht ebenbürtig?“

„Naturellement! Die Dame ist sich vorerst seiner Neigung kaum bewusst, ahnungslos wird sie eines Tages an seiner Seite sein, wenn auch wohl ihre eigene Liebe schon geweckt ist; es sind äußere Umstände in ihrem Leben, die dieses wahrscheinlich machen. Ihren Namen zu nennen, verbietet mir die von meiner Fürstin auferlegte Schweigepflicht.“

„Man wird ihn noch heute wissen“, wehrte Schulenburg ab, „im übrigen spricht man in Hofkreisen seit jenem Besuch des Herzogs in Wildbad bereits von einer Baronin von Leutrum.“ Er lächelte höflich.

Gaisberg hüllte seine frierenden Hände tiefer in die Wärme des Mantels. Ein schneidender Wind fegte von Ost und trieb die letzten Wolken vor sich her. Langsam blaute der Dezemberhimmel. „Noch eins“, bat der Cavalier, „die Hoheit ersucht für gewisse Vertraulichkeiten, die sie ihrem Oheim, Eurem erhabenen König, von Zeit zu Zeit berichten möchte, ihr den Attaché von Arnim zu entsenden.“

„Ist nicht mehr möglich! Sr. Majestät von Preußen hat den Herrn von Arnim seiner besonderen Verdienste halber zu diffizilen Arrangements nach Wien bestallt. Die Wahl Eurer Herzogin rühmt abermals Hochdero scharfen Blick. Doch versäumen wir das Diner nicht!“

* * *

Mit Flöten und Schalmeien begann das Mahl der reichen Speisen und blitzenden Goldgeschirre, wie man es am Hofe Karl Eugens liebte.

Der Fürst hatte geruht, die Leutrum's an seine Tafel zu bitten. Ihm gegenüber saß der Kammerherr, ließ nicht nach, angestrengt hinüberzulauschen, wo der Herzog seine Gemahlin hofierte. Eifrig suchte der Herr von Gaisberg ihm dabei in lebhafter Unterhaltung begreiflich zu machen, wie sehr die Gunst Karl Eugens auch seine Person in den Bannkreis der öffentlichen Achtung zog, was allmählich seinen Eindruck auf Leutrum nicht verfehlte. Denn zum ersten Male in seinem Leben spielte er eine große Rolle, wenn zwar auch ohne sein Zutun. Doch die Aussicht stand ihm dabei bevor, eines Tages in die tiefste Tiefe hinabzustürzen.

„Ich bemerke es Euch mit Dank“, sagte Karl Eugen lächelnd und winkte mit der Hand leicht zu dem Gatten Franziskas herüber, „daß Ihr meiner Einladung so bereitwillig gefolgt seid, Baron! Auch meine ver-

ehrungswürdige Tischdame wird sich darin mir anschließen wollen?" Ein verbender Blick traf die errotende Frau.

„Meine Gefühle bedürfen keines Fürsprechers, Herr Herzog“, entgegnete Franziska abweisend.

Der Baron, halb besorgt, halb beglückt über der Gattin Antwort, duckte sich jetzt scheu zusammen. Karl Eugen trug seine Zornesfalte. Aber als seien die Worte nicht von Franziska gekommen, setzte er seine Antwort, als spräche er sie zwischen beide hindurch: „Es ist recht, wenn die Frau keine andere Stimme hört, als die des Gemahls. Nur wundere ich mich, daß sie auch danach zu handeln nicht den Mut fand, Baron?“

Der Freiherr von Leutrum warf einen verzweifelten Blick nach Franziska. Sie aber schwieg und sah in ihr Kelchglas.

Unerbittlich blieb der Herzog. Seit den Frühlingstagen in Wildbad war manche Stunde gekommen, da das Bild der jungen Frau strahlend vor seine Augen trat und alle Schleusen seines einsamen Herzens reichlich springen ließ. Stunden der Verzweiflung waren ihnen vorangegangen, wenn die finsternen Mächte voll grimmen Hohnes mit seiner ringenden Seele ihr Spiel trieben. Aber es waren gute Stunden gewesen, Stunden des brünstigen Nachdenkens.

„Ich liebe die Wahrheit, Baron“, sagte der Herzog. „Warum setztet Ihr nicht bei meiner Einladung zum

Jagdfeſt an Stelle Eures unaufrichtigen Dankes die Weigerung: Die Leutrum's kommen nicht? Seht, es hätte meine Achtung gefunden, mehr als wenn Ihr jezt jedes Wort Eures Souveräns zu belauschen trachtet.“ Er hatte immer leiser gesprochen. Selbst Franziska verstand nicht mehr, so weit über den Tisch gebeugt saß der Fürst und hatte ein Lächeln, als sei er dabei, dem Freiherrn von Leutrum eine besondere Anerkennung zu erteilen.

Verwirrt, voll Furcht stammelte Franziskas Gatte: „Herzogliche Durchlaucht, die Ehre, die meiner Frau erwiesen wird, ist auch die meine. Ich verstehe nicht, ich war beglückt, mein Fürst!“

„C'est ça!“ Karl Eugen lehnte sich zurück.

Franziska am Arm schritt er vom Mahle. „Madame“, sprach er weich, „Eure Rede stand Eurem Gesicht schlecht. Wenn ich Euch jezt sagte, wie oft ich die Stunden gezählt habe, bis die Reisekarosse der Leutrum's den Burgweg nach Urach hinaufstoch! Wie sehr einsam ich war in diesen Monaten, weil ich durch Euch erst fühlen gelernt hatte, wie furchtbar es zu tragen ist, das Einsam sein! Ihr habt damals zum ersten Male meinen Schmerzen den Namen gegeben. Nun brennen sie schlimmer denn zuvor. Vielleicht könntet Ihr mein Arzt sein?“

Franziska erschrak über die Blut seiner Rede. Bis in ihren weißen Nacken flutete das brennende Rot. Die Freundschaft der Seelen fortzusehen, wie in Wild-

bads seligem Frühling sie gedieh, war sie freudig herbergeilt, hatte ergeben die neuen Eifersuchtsausbrüche des Gatten ertragen. Aber schon das erste Begegnen mit Karl war ein anderes gewesen, wie sie ihm noch nie gegenübergestanden hatte. Die lange Zeit des Getrenntseins ließ die in ihm versteckte Liebesglut zur lodernnden Flamme erwachen. Sie wußte das nicht, wußte nur, daß ihre Liebe rein und sündlos war, ahnte nichts von seiner Liebe, um wieviel weniger noch, daß die Leidenschaften eines Karl dahinrauschende, dämmerzerreißende Sinnenswonne hieß, die alles edle Wollen seines Herzens versinken lassen mußte.

„Ich habe Pflichten, Herr Herzog“, rührte Franziska lauter und wahr an seine Seele, „niemals will ich die eine über die andere vergessen, solange sie beide mir auferlegt sind. Immer seid Ihr mir Freund, Karl Eugen, wenn Ihr mich braucht. Mehr aber verlangt nicht, als ich Euch geben darf.“

„Ich begehre nichts, als was Ihr nicht schon gewährtet, Baronin!“ Der Herzog glaubte in diesem Augenblick seine Worte.

„So verlezt den Freiherrn von Leutrum nicht!“ Franziska war todesernst. „Wenn Ihr ihn reizt, wird er es mir allein vergelten. Ihr seid der Herzog, ich nur seine Frau!“

Da brach alte Flammenglut aus Karl Eugen. Seine Augen lohnten im jähzornigen Feuer. Er vergaß ihre Gegenwart und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Er mißhandelt Euch, Franziska, Euch, die Ihr wie ein Engel an die Seite dieses Scheufals gefeszt seid?“

In flehendem Mahnen wehrte ihr tiefgründiger Blick. „Wollt Ihr mich an die Leiden meines Lebens erinnern, Herzog Karl? Ihr tut recht daran, sie sind mein bester Theil!“ Tränen kamen über ihre Wangen. „Nehmt ihn mir nicht, denn selbst Eurer Macht sezt er ein Ziel. Es gibt Pflichten, vor denen auch ein Fürst nichts anderes zu beschließen hat, als daß er die Knie beugt. Denn ein Höherer als er hat sie bestimmt!“

Karl Eugen wich zurück. Hatte sie seine geheimen Wünsche endlich erraten? Kannte sie sein verzehrendes Verlangen nach ihrem Besiz und wollte ihn erhören? „Verstand ich Euch recht, Franziska, so bewegt Ihr einen Gedanken, der mir schon lange brennendes Geheimnis ist?“ Er haschte trunten nach ihrer Hand. Sie entzog sie ihm nicht und fühlte selig seinen durstigen Ruß.

Aber dann kam es über sie. Die Unschuldsvolle ahnte, daß des Herzogs Rede weitab von dem ging, was sie ihm hatte weisen wollen. War er ihr nicht schon in den holden Tagen von Wildbad mehr als ein geistiger Freund geworden, nur daß ihr eben erst von der ersten, einzigen Liebe berührtes Herz das klare Denken umnebelt hielt? Und der Empfang in Urach, die Stunden, da er einsam mit ihr um den See sich erging und von seinen großen Plänen, seinen strahlen-

den Hoffnungen, seinen gescheiterten Ideen sprach, wenn immer und immer wieder der Nothschrei durchklang: „Ich brauche eine Hand, ich irre, solange ich allein bin!“? Warest Du blind, Franziska?

„Euer Geheimnis, Herzog“, sagte die Frau leise, „soll mein Glaube sein, daß wir Freunde bleiben wollen, ein jeder in dem Kreis seiner Pflichten, um sie durch den Trostspruch des anderen um so herrlicher zu erfüllen.“

Da sah der Herzog sich aus seiner Bahn gelenkt und schwieg. Franziska war fromm, aber sie sollte ihren Starrsinn nicht übertreiben. Sie war seinem Herzen längst geneigt, er zweifelte nicht mehr daran. Mit der edlen Offenheit zeigte sie es ihm, die er so sehr an ihr liebte. Warum sollte sie vor dem letzten Schritt zurückweichen? Von einer unerträglichen Fessel, dem verhassten Gatten, würde er sie befreien. Vielleicht bedeutete es auch nur ein geschicktes Spiel der klugen Frau, wenn sie sich seinem Werben so lange wie möglich entzog. Das war Frauenart und erhöhte nur den endlichen Genuß ihrer Liebe.

Wie von ungefähr glitt Karl von dem letzten Gespräch in gleichgültigere Dinge hinüber. Willig gab Franziska Antwort, und ein Aufatmen ging durch ihr Herz.

Die Jagdhörner riefen. Der betrübtte Oberforstmeister gab das Zeichen zum Öffnen der Wild-

behälter. In erschrecklicher Angst stürzten die geheuten Tiere von allen Seiten in den See. Ein mörderisches Blutbad erfreute die herzogliche Jagdgesellschaft.

Franziskas Herz erstarrte. Sie wandte sich schauernd von dem rohen Schauspiel ab und ging still in den Pavillon zurück. Spät erst bemerkte Karl ihr Fehlen, suchte sie auf.

„Der Mut des Mannes ist die erste liebenswerte Eigenschaft, die er besitzt“, sprach Franziska, „dies dort ist erbärmlich! Nicht allein mein Frauenherz krampft sich zusammen, wenn ich das Scheußliche erblicke, als Mensch fühle ich, wie die menschliche Würde sich selbst dadurch erniedrigt.“

Herzog Karl war ein Jäger, mit allen Wonnen seines naturergebenen Herzens, seiner männlichen Gewandtheit dem edlen Waidwerk untertan. Mit der befohlenen Treibjagd hatte er sich nur der allgemeinen Sitte gefügt, wie sie aus Frankreich kam. Aber daß er bei den tadelnden Worten der Frau nicht aufbrauste, bewies, wie sehr sein Herz schon mit dem ihren verkettet war. Immer begehrenswerter erschien ihm die Geliebte. Nicht länger mehr wollte er die Stunde hinauszögern, da sie ihn ganz erhören sollte. Aber der Blutgeruch des dahingemordeten Wildes schlug in die Luft und machte den Atem schwer. Hier war nicht der Ort, von seligen Dingen zu reden. Er fühlte jetzt selber den Ekel, wie Franziska ihn so unverhohlen bezeugt hatte. Eine Nacht lang noch, so

dachte der liebebergrieffene Herzog, würde er mit sich zu Räte gehen.

Die Nacht aber war lang und schenkte ihm nicht viel der Ruhe. Was er darinnen beschloß, war noch immer das Ergebnis eines schrankenlosen Herrenbewußtseins. Er fragte sich zwar, wohinaus es führen mußte, wenn er die Baronin von Leutrum neben sich als Mätresse auf den Thron setzte. Der Freiherr würde nachgeben müssen, dafür trug er Sorge. Die Kirche mußte die Ehe scheiden. Und weigerten sich die Evangelischen dieserhalb, was focht ihn das schließlich an! Er würde seine Liebe selbst zu heiligen wissen. Niemand von ihnen beiden hatte dem anderen etwas voraus. Schleppten sie auch Ehefessel an ihren Füßen, sie würden sie nicht spüren. Nicht einen Augenblick empfand der Tolle, daß so Franziska die gleiche Rolle übernehmen mußte, wie alle ihre Vorgängerinnen, die meist so kurzlebigen. Schon vom ersten Tage ihres neuen Daseins an war dieses mit Schmutz besudelt. Er wußte allein, daß sein Fühlen für Franziska so groß, so ergeben war, wie er es nie zuvor gespürt hatte. Das war ihm genug. Noch ahnte der tolle Herzog nicht, wie sie eine solche Liebe ihm nicht glauben würden, die bösen und guten Stimmen im Lande. Durch sein über alle Maßen wildes und unftetes Leben hatte er es selbst verschuldet. Und weil die Blut seiner Sinne die sehnfüchtige Liebe zu dem reinen Weibe in ein einziges Flammenmeer verwandelt hatte, war es

noch immer der alte Karl Eugen, der auf Raub ausging und zuletzt noch an der Schwelle einer neuen Erkenntnis scheitern konnte, so sein Begehren sich stärker erwies, als die Macht der reinen Frauengüte.

Die Sonne hob den Wintertag aus seinem weißen Gewande. Frisch gefallener Schnee glänzte auf den schweigenden Tannen, hüllte mildtätig die frierende Natur.

Sie sahen sich kaum. Wichtige Regierungsforgen hielten den Herzog am Arbeitstisch. Um Franziska schlich der Gatte. Dem Manne verlieh es eine ihm wohlgesinnte Macht, daß er sie wider seine Art nicht mit Vorwürfen überhäufte, sondern ihr höchstens sein finsternes Gesicht wies. Oder schreckten ihn die drohenden Worte des Fürsten? Noch war man in seiner Gewalt, und Leutrum besaß nicht den Mut, sein Gattenrecht öffentlich als Mann verteidigen zu wollen. In Pforzheim würde sie ihn bereit finden, die kokette Frau, die ihm statt gebührendem Dank, daß er sie aus armem Hause erlor, ein Leben voll Unbehaglichkeit und Unruhe bescherte.

Der herzogliche Schlitten knirschte heran. In natürlicher Herzlichkeit winkte Karl dem Baron. „Ich erbitte mir von Euch die Gunst, Eure Gemahlin in meinem Gefährte nach Schorndorf geleiten zu dürfen, woselbst ich sie wohlbehalten zurückliefere.“

Der Freiherr verneigte sich stumm. In seiner Brust wütete ohnmächtiger Grimm.

In wärmende Decken gehüllt saß Franziska; in ihrer nächsten Nähe, daß sie die Glut seines Blutes in ihren Körper schlagen fühlte, der Mann, den ihr Herz liebte, wie das Höchste im Leben, von Kind auf geträumt. Hinter ihnen sausten die Schlitten der Jagdgesellschaft, die Hunde bellten an den Rufen, dichtauf ihrem geschlossenen Gefährt fuhr der Freiherr von Leutrum. Aber der Eiferfichtige, Feige, der um den Besitz einer Franziska keinen offenen Kampf wagte, vermochte nicht zu hören, wie die Schwache wider das eigene Gefühl siegreichen Kampf bestand.

Nicht eine Minute mehr zauderte der Herzog. Er hatte ihre Hände sanft zu sich gezogen, sein Atem ging warm und wehte um ihr zartes Gesicht, als wolle er es versengen, vernichten.

„Franziska, Weib“, sagte Karl Eugen, „ich will nicht mehr länger Verstecken spielen, mit Dir, mit mir. Lauter und offen reden unsere Seelen zueinander, lauter und glückestoll soll unsere ganze Liebe sein. Verlaß den Häßlichen, den Marterer Deines Lebens“, beschwor er flehend, denn er sah, wie Franziska sich tiefer in ihre Ecke vergrub, als suche sie ihm zu entfliehen, „sei mein, Weib, für immer! Neben mir sollst Du Mitwifferin meiner Pläne, meiner selbst sein! Das ganze Herzogtum wird sich vor Dir im Staube neigen, krumme Rücken, Ehre, Glanz, wie die Herzogin selbst sollst Du sein!“ Seine Arme suchten ihren köst-

lichen Leib, und mit dem ganzen Zauber seines verführerischen Wesens schlug es über die Schutzlose zusammen.

Da focht das junge Weib, erfahrungslos, von der Kerkerluft ihres unglücklichen Lebens beengt, übermenschlichen Kampf. „Ich bitte Euch, Herzog, mäßigt Euch“, bat sie den liebebeschwörenden Mann, der nicht nachlassen wollte, sie zu bestürmen. Lockend tat sich das Land der Verheißung vor ihr auf, wie Karl Eugens glühende Worte es ihr malten. Wie kindlich sie es einst sich erträumte, mitten unter den Höchsten des Landes die Erste zu sein, neben sich die Liebe eines Mannes, den erst sie zur Erkenntnis seines hohen Menschentumes geführt hatte, hinter sich, wie ein böser Traum, das Joch ihrer fürchterlichen Ehe, vergessen längst der verhaßte Gemahl, der schon danach getrachtet hatte, die rohe Hand gegen sie zu erheben, nicht mehr Franziska von Leutrum, sondern Franziska das Weib, der Freund, die Geliebte.

Da sah sie die Augen Karls im Bewußtsein frohen Sieges sinnlicher glühn, erkannte den Ausdruck, wie sie ihn oft in dem gierenden Antlitz des Gatten schauernd erblickt, und Franziska wandte sich jäh. Düstern, gewaltig, gebieterisch wuchs etwas auf zwischen ihr und dem Manne, hieß Pflicht. Als ob sie neben ihr säßen, sprachen die Stimmen der geliebten Eltern, liebevoll, vorwurfschwer und mahnten ihr sündebegehrendes Kind: „Heilig ist die Ehe und wehe dem, der sie in

Frevel bricht!" Zu mächtigem Klang schwoh eine Stimme: Trage Dein Loß und sieh auf das Ziel!

„Gott!“ schrie Franziska in ihren Nöten jauchzend auf und spürte den Weg. Die neue Kraft ließ sie dem Herzog entgegendrängen, nicht, wie er es eben noch gefühlt hatte, in Gewährung, in darbietender Liebe. Sondern wie sie sprach, ließ die künstliche Ruhe, in die sie sich gefunden hatte, ihre Worte härter fallen, als sie selbst es vielleicht wollte. „Ihr irrt, Durchlauchtiger Herzog! Ich gehöre nicht zu den Frauen, die bislang Eurem Wege begegnet sind. Ihr selbst bracht unseren Pakt! Aus einem Freunde, der meine Hilfe suchte, wurdet Ihr zum tollen Liebhaber und entwürdigt mich in Eurer Unbedachtsamkeit. Einer von uns täuschte sich!“

Betäubt, gebrochen saß Karl. Ein plötzlicher Frost schlug in sein Herz. Der alte Troß erstarrte es zu Eis. Betroffen wand sich die Eitelkeit, die heute ihren ersten tödlichen Streich erhielt. Vielleicht wäre er zum Besinnen gekommen, aber die vermeintliche und ungewohnte Schmach, von einem Weibe, das er über die Maßen liebte, zurückgewiesen zu sein, deuchte ihm zu ungeheuer, als daß er sie würde verwinden können. „Verzeiht, daß ich Euch wohlwollte“, sagte der Herzog kalt, „Ihr habt recht, einer von uns irrte!“ Er hüllte sich fester in seinen Mantel und blickte starren Auges in das Schneetreiben.

Die beiden Menschen, durch ein grausames Geschick geschieden und doch füreinander bestimmt, sahen

sich mit keinem Auge mehr an. Oder kam es, daß verstoßen, in unsagbarer Liebe, die schöne Frau mit den sanften Augen noch einmal den geliebten und von ihr verstoßenen Mann streichelte, der herrisch sie keines Blickes mehr für wert hielt? Da aber stieg es heiß in ihr auf, und sie weinte die Tränen um das unwiederbringlich Verlorene tief in sich hinein.

Die Jagden zu Schorndorf hatten kaum begonnen, als der Herzog sie abzulassen befahl und seinen Aufbruch gebot. Ohne durch einen grußlosen Abschied von den Leuttrums die öffentliche Meinung von seiner Mißstimmung zu unterrichten, eilte er nach Ludwigsburg.

Dann aber suchte er den Frieden der Solitüde, weil seine ringende Seele nach Befreiung dessen schrie, was so lange in Finsternis geschmachtet hatte, was edel und groß an Karl von Württemberg war.

IX.

Der geheime Rat verließ das herzogliche Arbeitskabinett. Mit einem Seufzer der Befriedigung, weil sein Geschäft für heute beendet war, wandelte der ältliche Herr. Baron von Seeger, Oberbaurat der Solitüde, kreuzte seinen Weg, grüßte und hatte ein besorgtes Fragen im durchfurchten, hageren Gesicht.

Würdevoll bewegte sich die weiße Perücke zur Antwort. „C'est fini, ich habe den amtlichen Reigen soeben geschlossen. Der durchlauchtige Herr ist seit den letzten Wochen von einer Anteilnahme selbst für die unwichtigsten Details, wie man sie nie zuvor an ihm bemerkte.“

„Die Zeiten hier“, sagte der Freiherr von Seeger, „waren für die Ruhe Seiner Herzoglichen Durchlaucht bestimmt. Vielleicht mögen die Herren sich dieses noch einmal vorhalten und entsprechend verfahren.“

Der geheime Rat indignierte sich. „Comment? Ich hätte es jedenfalls vorgezogen, nicht mitten in der Nacht aus Ludwigsburg hierherbefohlen zu sein, weil die Arbeitslust der höchsten Person sich nicht mehr auf die Tagesstunden allein beschränken möchte.“

„Ich fürchte, eine solche fürstliche Lust entspringt den hochgeborenen Köpfen seiner Ratgeber?“

Die weiße Perücke schüttelte sich, daß der Puder stäubte. „Ihr habt über Eure Baupläne, scheint es, vergessen, daß die Ratgeber des Herzogs von Württemberg sich nicht erst zu bemühen brauchen, um ihre Arbeitszeit erhöht zu sehen. Zur Zeit nun hätte man Lust, das Amt schnellstens zu quittieren, aber die Rücksicht auf die Pflicht hält den müden Kopf noch immer hoch.“

Seeger blickte ungläubig drein. Mit den näheren Ereignissen um Karl Eugen vertraut, konnte er die Ursachen, die des Herzogs verändertes Wesen herbeigeführt hatten, nur innerhalb der ihm bekannten Grenzen suchen.

Die weiße Perücke zürnte noch immer. „Das nächste Mal, Baron, erbitte ich mehr Respekt für meine Person. Ich bin in den Jahren und konnte meine Zeit nützlicher im Bett verbringen, als oben-drein zu aller Unbequemlichkeit noch vier Stunden zu warten, bis der Herzog auch meine Audienz für an die Reihe gekommen hielt.“

Seeger zog den Kleinen beiseite. „Ich fürchte, Ihr werdet noch oft Geduld üben müssen, der Herzog hat seine Arbeitsperiode erst begonnen.“

„Sie pflegt nie übermäßig lange anzuhalten“, kicherte der Rat, „wahrscheinlich steckt Montmartin dahinter, und die beiden Erzsclauen hecken ein neues Ei aus, um es den Ständen in das weiche Nest zu legen.“

Der lange Baron von Seeger beugte sich tief zu den Ohren der weißen Perücke herab und flüsterte: „Der Graf Montmartin sandte schon vor langen Wochen seinen letzten Brief, der unbeantwortet blieb.“

Der Geheimrat riß die Augen weit auf und drängte sich näher an den Sprecher. „Das ist erstaunlich!“

„Dieser alten Quelle entspringen des Herzogs Arbeitspläne also nicht, denn Montmartin fiel endgültig in Ungnade. Und wenn von Eurer Seite nichts ausgeheckt wurde, weiß der Teufel allein, was in den hohen Herrn gefahren ist. Aus sich selbst heraus kommt ihm das nimmer!“

„Die neuangekündigten Festlichkeiten in Eurem Waldidyll hier werden ihn auf andere Gedanken bringen.“

„Die Feste sind abgesagt. Die durchlauchtige Person erklärte mir, dieselben müßten verschoben werden, bis sich ein wirklicher Grund für solche frohen Ereignisse dartäte.“ Der Freiherr sah das verdukte Gesicht des geheimen Rates und blickte selbst kummervoll, als sorge er um den Verstand seines Herrn.

Immer aufmerksamer lauschte der Geheimrat. „Interessant, hochinteressant“, keuchte er in Erregung, „ich werde in Ludwigsburg davon berichten.“

„Seine Durchlaucht erklärten mir ferner, ohne seinen Befehl wünsche er niemanden mehr auf der Solitüde anzutreffen.“

Ängstlich knöpfte der Geheime Rat den schwarzen Salar über der mageren Brust zusammen. „Man lernt nie aus mit dem hohen Herrn“, er verabschiedete sich plötzlich und warf einen schnellen Blick auf die verschlossene Tür des herzoglichen Gemaches, „ein erstaunlicher Geist, von dem man weiß, daß er wie im Wetter dahinfahren kann. Empfehle mich Euch!“

Wie sie kamen und gingen, empfing Karl Eugen die Vortragenden. „Euer Entwurf zu dem neuen Stall gefällt mir, Herr Baudestinatour, Ihr vereint darin Kunst der Architektonik mit Zweckmäßigkeit. Die Pferde haben guten Platz und gute Luft, très bien!“ Er vertiefte sich in eine zweite Studie. „Die Säulenanhäufung in den Ecken will mir noch nicht gefallen. Wie steht es damit?“

Reinhard Ferdinand Heinrich Fischer fuhr bescheiden mit der Breite seiner Hand über die Zeichnung. „Die Einfachheit gradlinigen Denkens ist das Leitmotiv, das mir für den Entwurf einer Kapelle vorbildlich war. Durch die enganeinandergeschmiegtten Säulen, die wie in scheuer Ehrfurcht sich zusammendrängen, erscheint der freie Raum der Mitte um so luftiger und atembefreiender. Das Freiheitsgefühl wird durch nichts in ihm beengt werden.“

Der Herzog sann. „Will mir als gut erscheinen“, er prüfte die Arbeit erneut, „ich werde es mir überlegen.“ Freundlich winkte er Entlassung.

Guibal trat vor, der große Maler. Sein Gang war leicht, als fühlte sein Fuß die Erde kaum. Aus seinem scharfgemeißelten Antlitz blickte das Selbstbewußtsein seiner Kunst.

Karl Eugen hatte sich zum Gruß erhoben. „Die Staatsgeschäfte bewegten mich heute übergemug, Herr Galerieinspektor, die halbe Nacht mußte ich zu Hilfe nehmen. Das wird sich oft noch wiederholen müssen, aber die Kunst soll es mich für Augenblicke vergessen machen.“

Mit einem Lächeln des Stolzes sah der Maler, wie der Herzog in Bewunderung die ihm vorgelegte Farbenstudie betrachtete. „Die Auferstehung Christi“ nannte sich das Meisterwerk. Himmelan schwang Gottes Sohn mit majestätischer Gebärde. Die Hand eines Engels hielt den schweren Grabdeckel empor, in sehnächtiger Verzückung schaute der Hilfsreiche dem entschwebenden Meister nach. Um die verlassene Grabstätte aber wogte das entfeste Getümmel aufgescheuchter und fliehender Soldaten.

In tiefer Ergriffenheit reichte Karl Eugen dem Künstler die Hand. „Ich danke Euch, Freund.“ Und dann langsam, stockend fast: „Auch Ihr seid fromm, Guibal?“

Der Maler verwunderte sich der plötzlichen Frage. „Ich schäme mich nimmer, es zu sein, Durchlauchtiger Herr, denn allein diese Kraft spendet meiner Kunst

ihre höchste Weihe. Sie ist Dienerin des Herrn wie ich der ihre bin“, sagte Guibal, der große Maler.

Karl Eugen hatte seltsame Augen. „Eure ‚Auf-
erstehung‘ soll in die Kapelle. Wer weiß, es könnten
Zeiten kommen, wo es mir wert ist, daß dieser Raum
in der Solitüde die anderen an Würde übertrifft.“

Der Maler wußte nicht, daß der Herzog an die
Frau dachte, die um ihres Gottes willen nicht zu ihm
kam. Er war der Seltsamkeiten an seinem Gönner ge-
wohnt, als daß er noch viel darüber hätte sinnem wollen.

Der Herzog sah nicht mehr auf, da verließ ihn
Guibal still.

An der goldgefäserten Wand hing ein Bild, von
Pesne gemalt und zeigte den jungen König von
Preußen. Jäh griff Karl Eugen danach, seine
glühenden Augen bohrten sich tief in Friedrichs jugend-
schöne Züge. „So wie Du war ich auch, als ich mein
Leben begann. Soviel Hohes, wie hinter Deiner
Stirne, schlummerte auch in mir! Dein Weg aber
führte zum Licht, durch Irrnisse und Enttäuschungen
quält sich der meine!“ Er barg sein Haupt in die
Hände und stöhnte auf. „Selbst meine Freunde ver-
lassen mich!“ Er gedachte der Schorndorfer Fahrt
und der schroffen Weigerung Franziskas.

Krachend schlug das Königsbild zu Boden. Er
stampfte mit dem Fuße drauf. „Vergebens strebte ich,
Dir ähnlich zu werden. Jeder neugeborene Tag sieht
mich ferner meinem Ziel!“

Er hob einen braunen Eichenkasten, in Elfenbein eingelegt, brach das goldene Schloß, wühlte in den Papieren, die die Kassette barg. Mit aufgestützten Armen las der Herzog das Dokument. Es war das Schreiben, das ihm einst Friedrich von Preußen am Tage seiner Mündigerklärung hatte überreichen lassen.

„Genießen Sie Ihre Jugend ohne Mißbrauch — —?“ lachte Karl Eugen schrill. „Wer war über mir, zu entscheiden, was rechter Brauch sei!“ Er schlug mit der Hand auf das Papier. „Opfern Sie einige Jahre dem Vergnügen — — —“ las er von neuem, „dann denken Sie an Heirat.“

Dunkle Schatten gingen um des Herzogs Gesicht. „Das ist es!“ schrie er im Zorne auf und warf das Dokument in den Kasten zurück. „Als sechzehnjährigen Burschen schon verkuppelte mich der Scheinheilige an das Bayreuther Fischblut, seiner Diplomatie zu Gefallen. Wo blieb mir Zeit, seine guten Lehren, versiegelt und verbrieft, je zu erfüllen?“ Er stieß mit dem Fuß nach dem Bilde.

Plötzlich beugte er sich, hob das Gemißhandelte auf. Die blauen Augen, die lebenden und die des Bildes von Pesne, stießen aufeinander. Unsicher ward der Herzog, sah fort. „Du sollst nicht glauben, daß ich Dich beneide, König“, lächelte er grimmig, „ich irrte mich, das Weib beschlug mir den Sinn. Auch mein Weg ging aufwärts. Überall in meinem Lande ragen

Werke empor als meines Ruhmes unvergängliches Zeichen.“

Als ob er seinem Denken neue Flügel verleihen wollte, war Herzog Karl in den Gang geschritten, wandelte durch die einsamen Prunksäle der Solitüde. Noch einmal seines Lebens bisheriges Wandeln auf den Thron zu setzen, weidete sich der Schöpfer an seinem Werk. Hier das Relief, dort die feine Marmorstatue umspiegelte das Sonnenlicht, brachte es um so erhabener seinem Beschauer zum Genuß. Er aber ging in eitel geblähem Stolze. Auch nicht die geringste Kostbarkeit übersah sein gieriges Auge, als ob ein Jahr dafür nötig sei, Beweis zu geben für den Sinn seines Lebens.

Karl Eugen stand auf der weiten Schloßterrasse, sah über das Land. Aus dunstnebelnden Weiten hoben sich die blinkenden Türme von Ludwigsburg, schimmerndes Grün brückte zu ihnen herüber. Wie ein Symbol, märchenhaft, thronte die Solitüde, ein schwebender Olymp, auf beherrschendem Felsen, wie von Götterhand geschaffen.

„Mein Werk!“ Karl Eugen breitete die Arme schönheitsstrunken zu den schweigenden Wäldern herab. „Mein schöpferischer Gedanke, dem ich erhabene Gestalt verlieh! Soweit es Hirne gibt, die es begreifen, wird man den Bauherrn rühmen, der dies schuf. Das ist mein Ruhm!“ rief er laut.

Aber niemand antwortete, kein Echo gab den Ton zurück, Schweigen war um den Herzog. Nur die Sonne schwelgte in reichem Genießen auf der Terrasse, die Rosse vor den Portalen der Einfahrt schienen noch kühner sich zum Sprunge zu recken.

Als ob der grelle Schein ihn blende, schloß Karl Eugen die Augen. Aber andere Bilder waren es, die ihn jetzt bedrängten, denen er ausgeliefert war, seitdem er zum ersten Male sein Herz geöffnet hatte. Sene Frau vergaß er nicht, weil sie an der Last gerührt hatte, die seines Wesens Kern so unbarmherzig deckte. Warum zog sie es vor, lieber bei dem ungeliebten, verhassten Manne zu verharren, als ihm zu folgen, dem sie ihre hohe Liebe nicht verbarg? Fürchtete Franziska des Freiherrn Rache? Das war es nicht, denn der Verächtliche würde sich vor dem starken Arm seines Fürsten beugen müssen.

So waltete hier das Neue, das er auch in sich schon fühlte, das seine niemals gehemmtten Leidenschaften gräßlich überwuchert hatte; um das er rang und es doch nicht wahrhaben wollte, das ihn zu Boden schlagen würde, weil es sein bisheriges Leben mitleidslos zerschmetterte? Von sich weit fort hatte er es weisen wollen, durch die Arbeit in Tagen und Nächten. Aber des Herzens junge Stimme ließ nicht nach. Der verhasste Preußenkönig, dem gleichzukommen er einstmals selbst zum Kriege gegen ihn auszog, um dabei ein

klägliches Schauspiel zu geben, sprach er nicht mit in dem Ton jener Stimme?

Wie ein erstorbenes Leben fühlte Karl Eugen jetzt sein stolzes Schloß. Die Einsamkeit, die er selbst gesucht, schloß ihn wie ein Gefängnis. Wohin flüchteten sich die stolzen Gefühle, die ihn eben noch emporgetragen hatten, herauszuretten schienen aus dem Zweifelskampf! Er spürte entsetzt, wie selbst die Solitüde wider ihren Schöpfer aufstand und die gleiche Sprache redete, die er fürchten mußte: „Auch an mir sündigtest Du, Karl Eugen, denn nur die Leidenschaft eitler Ruhmesucht lieb mir Leben!“

Da ließ der Mann sein Schloß und schritt schnell, wie gehezt, in die blühenden Gärten. Verschwiegene Grotten und chinesische Häuschen schmiegt sich heimlich in den Hain fremdländischer Blumen. Blauer und lila Krokus kauerten lustig zu den Füßen marmorner Statuetten. Ein feiner Sprühregen feuchtete der Gebüsche Grün, wie er den singenden Wasserspielen entsprang. Achtlos aber ging der Herzog. Ihn kümmerte nicht der hellstimmige Frohgesang der grauen und bunten Vögel, die hinter den goldenen Stäben ihres Hauses lustig flatterten und mit den Flügeln schlugen. Vor einem Standbild aus vergoldetem Gips verweilte er und legte die Hand über die Augen, um es besser zu erkennen, wie es den weiten Platz beherrschte und ihn befehlend anblickte.

„Wenn niemand uns auf den Sockel hebt, mögen wir selbst es tun!“ lachte Karl Eugen bitter und wandte sich ab, als ob ihm sein totes Ebenbild mißfiel. Ein Spiegelbild seiner selbst, sah es übermenschlich groß in Glanz und Pracht auf ihn herab. Regungslos, ohne Mitleid hielt das Monument ihn in seinem Bann, und Karl Eugen erkannte, daß es tot und gefühllos war. Da schauderte er vor seinem eigenen Ich zurück.

Franziska! drängte es sich hilflos aus seiner Brust. Der bange Ton schwang zum blauen Himmel empor und versank in den ziehenden Wolken. Die Schranken fielen, die künstlich nur noch gehaltenen, der lange gedämmte Strom seines Herzens brach siegreich hervor. Franziska! flutete sein neues, inniges Fühlen. Der geliebte Name war der letzte, der einzigste Hort, seines Lebens bessere Kräfte darum zu sammeln.

„Ich weiß“, in dem endlichen Lichte der Erkenntnis stand Karl Eugen, „meines neuen Lebens Sinn befiel mich, den ich fälschlich benannte, den ich lange vergaß. Die Pflicht, Franziska, hielt Dich ferne von mir. Groß und edel ist sie, daß ich mich ihr beugen muß. So soll sie auch mein Werkzeug sein für das, was ich noch wirken soll!“

Er lagerte am blauen See. Seine Brust war frei, endlich frei. Neue Pläne, durch ihren Ursprung geädelt, wuchsen ihm empor. „Weil das Wohl seines Landes es forderte, gab Friedrich mir einst seine Nichte zur Frau“, sann Karl Eugen. „Ich habe es nicht be-

greifen können, denn ich war jung, unerfahren und voll heißen Blutes. Vorbei das! Ich will mich ganz von der Bayreutherin trennen, das Nachsinnen darüber führt zu nichts.“ Er ließ die Gräser durch seine Hand gleiten. „Die Jugend, wer es auch sei, bedarf der leitenden Hand. Unsonst kehrt sie sich von Weiß zu Schwarz und entbehrt für immer des Lichtes“, grübelte er. „Ich will meinem Lande dieses Übel nehmen, denn an mir selbst erprobte ich die Weisheit. Die Académie des arts muß erweitert werden, auch eine École des demoiselles soll entstehen. Eine Schule will ich errichten, die die Jugend meines Württemberg für die Arbeit am Staate, je nach dem Maße ihrer Kräfte, heranbilde. Man wird die Geister darin erkennen, sie sorgfältig wählen und schulen, ihrer künftigen Aufgabe zum Nutzen.“

Der Plan gestaltete sich, beherrschte sein Denken. „Franziska wird mir helfen müssen. Ich brauche ihre weiche Hand, ihren sicher spürenden Sinn.“

Da schrak es ihn aus seinem Traum. „Vorbei auch das!“ stöhnte er auf. „Sie ist die Frau eines anderen. Und wollte ich sie auch rechtmäßig an meine Seite setzen, sie und mich binden alte Fesseln.“

Seine Augen leuchteten still. „Dem alten Karl verwehrte sie sich, der ihr gedankenlos zu nahen wagte, ehe er sich Rechenschaft über sein Leben gab. Wird sie sich wohl dem neuen entziehen, dem sie selbst den Weg

wies, dessen endliches Lebenwollen ihre enge Gefolgschaft verlangt?“ —

Sehnsüchtig sinnend saß der Herzog Karl. Leise zogen die dunklen Wasserfluten des Sees, von sanftem Windhauch gestreichelt.

In Seligkeit dachte sein Herz nur noch der geliebten Frau. Und es erschien ihm, als stünde sie leibhaftig vor ihm. Ihre Augen sprachen stillen, sanften Blick gewährender Liebe, sie neigte sich zu ihm herab, berührte seine Stirn.

In heiligem Entzücken spürte Karl Eugen den zarten Hauch und wagte nicht, die Arme nach ihrem Leibe zu strecken, so über die Massen erdentruickt dünkte ihm das Empfinden seiner Liebe. Mit dem neuen Denken war sie ihm zaghaft, jung geworden, wie ein keusches, reines Gebet.

So sehr befieng den Herzog der Traum, daß die Wirklichkeit ihm immer fremder blieb. Hatte Franziska jetzt nicht in Furcht die Arme gehoben? Schleppte sie sich nicht daher, als trüge sie schwere, körperliche Krankheit? Hatte er es denn um seiner holden Wünsche willen vergessen? Noch immer befand sie sich in der Gewalt des vor Eifersucht wahnsinnigen Gemahls, litt mehr denn jemals, litt um ihn.

Es war Karl Eugen, als hörte er pfeifenden Stockstreich in der Luft, einen zitternden Hilfeschrei weh dazwischen. Da riß es ihn hoch.

Aufatmend stand er im Vorsaal seines Schlosses, dem verharrenden Hausmarschall rief er zu: „Man bereite meinen Wagen, nur der Kammerdiener sitze mit auf, ich will gen Pforzheim!“ —

* * *

Auf der Landstraße kroch ein Bauerngefährt. In beschaulicher Ruhe hielt ein Alte die Zügelleine in der Hand und vergnügte sich darum, weil jetzt die Falsenkung nach der Stadt begann und allmählich sein feistbehäbiger Brauner schneller zu trotten beliebte. Der freundliche Fahrer aber mochte taube Ohren besitzen, denn er überhörte den gellenden Warnungsruf hinter sich und merkte erst auf, als der fremde Rutscher seine zitternden, schnaubenden Pferde mühsam zum Stehen brachte. Da wandte sich der Alte schwerfällig und verstand den durch die Luft zuckenden Peitschenschlag nur zurecht. Langsam lenkte er zur Seite und verlor dabei nichts von seiner Gemächlichkeit. Schneller, als der Gute es je hätte überdenken können, war der fremde Wagen schon vorüber, nur eine große Staubwolke blieb hinter ihm zurück.

Unweit der Stadt gebot Karl Eugen zu halten. Zu dieser frühen Stunde war das Leben noch kaum erwacht, und das fremde Gefährt fand keine Neugierige. Ohne Begleitung schritt er langsam nach Pforzheim

hinein. Es wurde ihm leicht, durch Befragen den Weg zu finden. Ein Bürger gab dem vornehmen Herrn, der ihm nicht unbekannt dünkte, so er sich auch nicht entsinnen konnte, wo er ihn schon gesehen hatte, freundwilligen Bescheid.

Vor dem grauen düsteren Hause der Leutrums stand der Herzog. Ihn befiel Trauer, als er die hohen Mauern erblickte, hinter denen er die Geliebte in den Händen des tyrannischen Barons wußte. Nur schwer mochte die Sonne den Weg in ihr Gemach finden, so eng, so überhoch grenzten die Nachbarhäuser an den Leutrumschen Besitz, der sie alle wie eine trotzige Burg überragte.

Karl Eugen zögerte. Auch heute war er, wie in früheren Tagen, blindlings einer inneren Stimme gefolgt, die ihn hierherrief. Aber kein voreiliges Handelnwollen hatte seinen Weg beschleunigt. Die neue Erkenntnis, stark und beherrschend in ihm geworden, lenkte seinen Entschluß. Weil er eine Gefahr ahnte, die Franziska bedrohen würde, hatte er dem plötzlichen Rufe nachgegeben. Er wußte, nicht nur als Liebhaber trieb es ihn zu ihr. Wie er Bedrängten Schutz verleihen würde, wo immer es sei, als Mann und Mensch kam er in das Leutrumsche Haus und würde es einsam wieder verlassen müssen, wenn sein Schützeramt vollendet war.

Karl Eugen rührte den Türklopfer. Durch die Morgenstille dröhnte der schwingende Ton wie ein

Warnungsruf. Machtvoll gebietend, sang er leise fort, verebbte.

Lange regte sich nichts, bis man ein Geräusch hörte und oberhalb des Einlaß Heischenden sich ein viereckiges Torfenster öffnete, daraus die hohe helle Stimme eines Mannes rief: „Was gibt's?“

Der Herzog grüßte höflich: „Sagt dem Freiherrn von Leutrum, ein Freund vom Hofe bitte für diesen Vormittag um seine Gastfreundschaft. Ich kam zufällig durch die Stadt und will Euch nicht lange zur Last fallen.“

Der Kopf im Portalfenster verschwand.

„Ob sie erschrecken wird, wenn sie mich plötzlich wieder sieht?“ sann Karl Eugen. „Vermag sie zu fühlen, daß ich als ein anderer zu ihr komme und das Leben mir bereiten will, wie sie es mich lehrte! Ich werde dem Baron gebieten, von seiner wilden Eifersucht zu lassen und ihr meine Freundschaft nimmer zu wehren. Aber der Mann wird mir nicht glauben“, zweifelte er, „vielleicht will er in nichts sich ändern, und ich muß Franziska weiter in seiner Gewalt wissen. Was aber dann?“

Eichene Balken fielen schwer zu Boden, kreischend schob sich das Portal auseinander, tief buckelnd stand ein Männlein vor dem Gast. „Der Herr Baron von Leutrum sind erfreut und lassen nur erküßieren, bis derselbe seine Toilette beendet habe“, sagte der Hausverwalter und warf einen ängstlichen Blick. „Ich vergaß,

um den Namen Euer Hochgeboren zu bitten, was ich mir submissivst nachzuholen erlaube.“ Sein betrübtes Gesicht verriet, daß er dieserhalb schon von dem Freiherrn von Leutrum gebührend belehrt sei.

„Meldet Eurem Herrn, ich gedente ihn köstlich zu überraschen.“ Karl Eugen schritt die steinernen Stufen empor, befand sich in einem hohen Gemache. Er sah in dem mit kostbarem Porzellan und ansonsten reichen Zieraten wohlversehnen Raume umher. Aber das Licht, das nur spärlich die dunkelbunten Scheiben durchdrang, gestattete nur widerwillig seinen Blick.

Da ließ Karl Eugen für Augenblicke wieder von seinem Wollen, nie mit Gewalt die Geliebte zu erringen. In seiner Brust noch den Hauch der morgendlichen Sommerluft, schlug ihm jetzt die Grabeskühle des Hauses in den Leib, und er stand fröstelnd.

„Jeden Tag, Dein Leben lang allein mit diesem Widerwärtigen, Franziska“, stöhnte der Herzog auf. „Die Du ein wissendes Kind der Sonne bist, sollst Du hier ohne die Strahlende vergehen müssen?“

Kleine, eilige Schritte tappten auf dem Gange. Der Herzog trat in das Dunkel zurück, die Tür schlug. Über die Schwelle beugte sich der häßlich große Kopf des Hausherrn, bewegte sich spähend hin und her. In Neugierde und Befremdung blickten die kleinen, boshaften Augen.

„Guten Morgen, Baron!“ Der Herzog trat vor.

Der Freiherr von Leutrum fuhr mit einem leisen Schrei zurück, wie einen Schlag fühlte er es in seinem Körper, als er plötzlich den Mann erkannte, dessen Leben er stündlich verwünschte, vor dem er sich wenigstens hinter den Mauern seines Hauses in Sicherheit gewöhnt hatte. Raun vermochte er ein stammelndes Willkommen zu bieten, so sehr stand die Furcht vor ihm, daß der Herzog ihm mit Gewalt die Gattin zu entführen gekommen sei. Und nur langsam kehrte seine äußere Ruhe wieder, als er dachte, daß Karl Eugen allein vor ihm stand und für den Augenblick wenigstens seine Besorgnisse unbegründet sein mochten.

Auch der Herzog fand Mühe, seine wahren Gefühle gegen den verhaßten Gemahl der Geliebten in dem Tone einer gewohnten Herablassung, die nichts Unfreundliches an sich trug, zu verbergen. „Eine gute Gelegenheit führte mich nach Pforzheim. Sollte ich die zweite darum versäumen, das von mir so hochgeschätzte Haus der Leutrum's zu besuchen? Aber Ihr seid in Aufregung, Baron, ich komme ungelegen, redet frei, ich will es nicht verargen. Ihr wißt, wie ich Offenheit zu bevorzugen pflege!“ Ein leiser Hohnklang unverhohlen durch.

„Die unerwartete Ehre echauffierte mich, Durchlauchtigster Herzog. Ich bin beglückt“, preßte der Baron hervor. Schneller jagten seine Gedanken.

„Ihr wohnt recht unfreundlich, mein Lieber“, sagte Karl Eugen wieder. „Man sieht wenig Grün um

Euer Haus, und gar Eure Mauern sind wie die Bollwerke einer Festung.“ Er lachte seltsam.

„Ich habe es als das Erbe meiner Väter so empfangen und halte es darum wert.“

„Wohl, wohl, vielleicht verstanden es Eure Ahnen nur besser, sein Interieur mit mehr Reiz zu umgeben.“ Karls prüfender Blick ging umher. „Aber das ist Sache des Geschmacks, und ich sah nur dieses Appartement, das mir mein Urtheil nicht voreilig entlocken soll.“

„Wenn Herzogliche Durchlaucht befehlen!“ Der Baron zögerte und machte eine Bewegung zum Gehen.

„Auch kalt ist es hier, trotz des Sommers da draußen, sehr kalt sogar.“ Sein Auge stand auf dem bleichen Gesichte Leuttrums. „Es müßte der Frau Baronin Gesundheit wenig ratsam sein“, sagte er plötzlich schnell.

Als ob der Freiherr seines Verbrechens überführt sei, hielt er den Blick nicht aus, sah scheu zur Seite. Aber insgeheim krampften sich seine Finger in Wut, heimtückischer Zorn fraß sein Herz.

Der Herzog aber lauschte jetzt. Ein feiner Schritt wehte heran, und selig fühlte er seinen Atem. Ruhig und besinnlich floß ihm das Blut, aber sein Herz, das endlich befreite, jubelte sehnsuchtsbang.

Und Franziska trat zu den beiden.

Als sei er schon lange von ihr erwartet, zeigte ihr Gesicht kein Erstaunen, nur ein unendliches Frohsein umstrahlte ihre fraulichsanfte Gestalt. Sie hielt die Hände auf die Brust gepreßt, in das Schweigen drängte es sich befreit von ihren Lippen: „Endlich — — —!“

Da vergaß Karl Eugen die Nähe des Gatten, vergaß auch die Rolle, die er sich für heute zgedacht, und stürzte der geliebten Frau entgegen. Er griff trunken ihre Hand, küßte sie lange, lange.

Und hob sich jetzt wieder: „Du verziehest, Franziska? Du weißt, daß ich aus der Irre den rechten Pfad verlange?“ und besann sich. Als ob er aus ihrem lieblichen Gesicht lesen wolle, was alles sie in der so bitter langen Zeit ihres Getrenntseins erduldet habe, sog er seine Augen darin fest, sprach er: „Ihr traget Kummer, Baronin, ich sehe es mit Schmerz!“ Und weil er dachte, daß es noch nicht an der Zeit sei, den Kampf mit dem Freiherrn zu beginnen, hielt er neuerlich inne.

„Endlich!“ Franziskas unterdrückter Aufschrei schwang in ihm fort, gab ihm die Gewißheit, daß sie mehr von ihm erhoffte, als daß sein Spruch das Verhalten ihres Gatten zu mäßigen versuchte und doch nichts über Leutrum vermocht hätte. Vielleicht erstrebte sie endliches Freisein von dem Verhassten? Gottgesandt, gottbestimmt, so nannte sie ihr Los.

Hatte der Schöpfer, an den sie kindlich glaubte, ihr ein besseres Zeichen gegeben?

„Der Winter war schwer“, sagte Franziska.

Der Herzog hatte sich gefaßt. „Es muß Euch in Pforzheim schlecht gefallen, so Ihr so wenig Kurzweil habt?“

„Wir sind anspruchslos“, antwortete Leutrum schnell und tat gleichgültig, als habe er des Herzogs Erregung bei dem unerwarteten Nahen Franziskas nicht bemerkt. „Es soll der eine dem anderen genügen“, sprach er lehrhaft und wußte sich seiner Frau sicher genug, als daß sie Unliebsames ausplaudern würde. Sie war furchtsam geworden, die tugendsam scheinende wollende Kokette, er hatte ihr diese Eigenschaft weislich genährt.

Leutrum lächelte böse. „Wenn Euer Herzogliche Durchlaucht Zeit nehmen wollen, meine bescheidenen Wohnlichkeiten zu besichtigen? Franziska, Du besorgst vielleicht den Tisch? Durchlauchtige Gnaden werden zu speisen wünschen? Was mein genügsamer Haushalt zu bieten hat, steht reichlich zu untertäniger Verfügung.“ Der Listige wand und drehte sich, um das ihm gefährlich erscheinende Gespräch mit einem gleichgültigeren zu vertauschen.

„Mir scheint, Baron, Ihr verwechselt Bescheidenheit mit Einsiedlergepflogenheiten, die für den Ruf eines Philosophen besser geeignet sind, denn für den

eines glücklichen Gatten der schönsten Frau des Herzogtums.“ Karl ließ sich nicht beirren, denn er gedachte, bald die Komödie zu Ende zu führen, sofern ihm nur die Waffen dazu in die Hand gegeben seien. Schon einmal hatte Franziska sein ungefügiges, rechtloses Werben verwehrt, nach seinem langen, schweren Ringen ihn so die Bestimmung auf sein Eigen finden lassen. Noch war das Recht aufseiten jenes Vampirs. Aber Karl fühlte, wie die Waage sich zu seinen Gunsten geneigt hatte, irgend etwas zwischen Leutrum und die Frau getreten war und schwarzen Schatten warf. Nur eine Schuld konnte ihm den Weg zu ihr frei geben, die Schuld des andern, die ihm ein Recht verlieh. Freudig merkte er darum, wie Franziska seine Reden, mit denen er den Baron in die Enge zu treiben gedachte, jedesmal von neuem aufnahm, wenn sie die Geschicklichkeit des Gatten in ein gefahrloseres Gebiet zu bringen beabsichtigte.

„So dachtet Ihr nicht in den Schorndorfer Tagen!“ erinnerte Karl Eugen spöttisch. „Es sei ein Genuß gewesen, meiner Einladung zu folgen, so versichertet Ihr mir damals. Und ich bot Euch keine andere Kurzweil, als wie Ihr sie jetzt als höchst unbeliebt mir zu schildern versucht.“

Der Freiherr wollte entgegnen, aber Franziska, des langen Spieles müde, sprach halb lächelnd, halb in Anklage: „Seine Launen wechseln je nach den meinen. Wenn ich die eine aufzugeben wünsche, wird er sie be-

sonders zu lieben beabsichtigen. So genügt bei den Leutrum's der eine dem anderen, Herzog Karl!"

Lauernd stand der Baron, als wolle er sich auf die also Redende stürzen, gewaltsam ihr das Wort zu verbieten. Aber seine drohende Bewegung forderte Franziska heraus, daß sie nicht länger mehr zu zögern gedachte. Hinter ihr lagen die Nächte der Qual, in denen sie gerungen, als der Mann ihr das Letzte angetan hatte, was an Beschimpfung ihm zu Gebote stand. Um Erleuchtung hatte sie gefleht; so war sie ihr endlich durch die Nacht als tröstendes Himmelsgeſicht erschienen und gab ihr die Kraft, den neuen Weg tapfer zu bereiten.

Den feinen Kopf zurückgebogen, das weiche Kinn vorgestreckt, sprach Franziska und es klang schwer durch das Gemach:

„Es gab eine Stunde, Herzog Karl, da behandelte ich Euch gerecht, denn schnellgesagte Worte wies ich Euch ehrsam zurück, weil sie mir und der Ehre meines Gatten nicht zukamen. Ist dem so?“ Und sie überhob Karl Eugen des Nachdenkens, dem die Frage zu schnell und überraschend kam. „Es gab auch eine andere Stunde, da trat jener Gatte vor mich hin und schrie mir in's Gesicht, ich habe seine Ehre verletzt, und nannte mich Dirne.“

Wild fuhr der Herzog auf. War es die Beleidigung, die man der Unschuldigen zugefügt hatte, oder

zeigte ihre Rede ihm noch einmal, wohin er sie hatte führen wollen, wenn sie ihm nicht gewehrt hätte? Leutrum aber, der Franziska in das Wort zu fallen versuchte, fühlte jetzt, wie sein eifersüchtiger Wille ohnmächtig an der fast überirdischen Ruhe der Frau zerschellte, die er selbst in seiner wahnsinnigen Leidenschaft zum Äußersten gebracht hatte. Als ob sie Gericht hielte, stand Franziska. Nichts Aufreißendes, keine besonderen Zeichen in der klangvollen, fast gleichmütigen Stimme sprachen von dem Sturme ihres Herzens.

„Ich rufe Euch zum Zeugen an, Herzog von Württemberg“, sagte die Frau, „gab es etwas zwischen uns, das die Anschuldigungen des Freiherrn von Leutrum rechtfertigen könnte, so sprecht es aus!“ heischte sie Antwort.

„Bei meiner Fürstenehre, niemals etwas anderes, als daß ich Euch zu nahe trat und Ihr mich züchtigen mußtet!“ bekannte Karl in Bewunderung vor der Frau, die ihm über die Massen schön erschien, wie sie ihre Sache rein und fromm aus eigener Kraft verfocht. Der Baron aber fühlte dumpf, daß ihm jetzt sein köstlichstes Eigentum entwunden wurde, weil er selbst es nicht zu hegen gewußt hatte.

„So frage ich Euch, Karl Eugen, der Ihr im Zorne von mir scheidet, weil ich einem ungeliebten Manne, kraft meines göttlichen Glaubens, die Treue hielt: wer gibt mir die Ehre wieder, die mein eigener Gatte

mir raubte, als seine rohe Faust mich gewalttätig schlug?"

Kraftlos war der Freiherr auf seinem Stuhl zusammengesunken, fahles Weiß drang in seine Wangen. Mit stürmender Hast drang Karl Eugen auf die Redende ein. „Schlug? Dich schlug, Franziska?"

Mit bebenden Fingern streifte sie die Seide an ihrem Nacken empor. Der Entsetzte sah die feinen roten Striche in der Haut, schrie auf. Er hielt den Mann gepackt, in rasendem Zorn schüttelte er ihn wild umher und fand nicht Worte mehr in seiner maßlosen Erregung.

Aber Franziska wehrte ihm sanft. „Laßt Herzog, vergeltet ihm nicht was er mir getan“, sprach sie verächtlich. „Er ist zu schwach für Deine Kraft, Karl Eugen!“ Und trat vor den Gatten. „Ich frage nun Euch, Freiherr von Leutrum, nachdem Ihr das Zeugnis des Herzogs von Württemberg vernommen: wie gedenkt Ihr Eure Schuld zu sühnen?"

Mühsam erhob sich der Baron und wußte müde, daß sein Spiel verloren sei. Er selbst hatte sich seiner Karte begeben. Als ein ehrloser Wicht stand er vor dem Mächtigen, der ihm die Frau nehmen würde, die er mit seiner Gattenliebe seltsam beglückt hatte. Der Hohn allein, das letzte Mittel des Unterlegenen, blieb seine Waffe.

„Man will mich überrumpeln, ein abgekartetes Spiel“, sagte Leutrum und sah jetzt furchtsam, wie der

Herzog nur mit Mühe an sich hielt, ihn aufs neue anzufallen. Hinter dem Tisch gedeckt, ließ er nicht ab von seiner Rede. „Rein Untertan, der seine Pflicht tut, wird das Zeugnis seines Fürsten anzuzweifeln wagen“, lächelte er boshaft, „eh bien, Ihr habt die Macht, Durchlauchtiger Herr, so könnt Ihr sie gebrauchen, wie es Euch beliebt.“

Karl Eugen fühlte die Nähe der Geliebten, das ließ seinen aufgebrachten Sinn bezähmen. „Eure Behauptungen gehörten vor das Tribunal“, sprach er streng, „mit Rücksicht auf Eure durch Euch genugsam gestrafte Gemahlin will ich es mir versagen, sofern Ihr mich nicht dazu zwingt. Ich habe nicht Zeit, länger hier zu verweilen. Ihr seid in Not, Baronin von Leutrum, ich stelle Euch anheim, über Eure Wünsche die Entscheidung zu treffen.“ Er wandte sich ab.

Da neigte Franziska das Haupt. Er hörte, wie sie begann, und jedes Wort war ein Jubelton für sein hoffendes Herz.

„Ich habe mich entschließen müssen“, sprach sie ernst, „das Haus meines ehemaligen Gatten zu verlassen, weil ich nicht mehr meines Lebens Sicherheit ihm anzuvertrauen vermag.“ Der Herzog drehte sein Antlitz lächelnd ihr zu. „Ich begeben mich in Euren Schuß!“ Die Frau reichte ihm stolz ihre Hand, und ihre Blicke umarmten sich.

„Ihr wißt, daß ich Euch liebte, seitdem ich Euch sah“, gestand Franziska, „wißt, daß ich niemals die Eure geworden wäre, solange mich mit jenem dort die Pflicht verband. Er selbst begrub sie mir. In höchster Not und Qual kamt Ihr zu mir, Herzog Karl, als gottgesandter Retter, drum muß ich Euch folgen!“ Ihre Augen jubelten, senkten sich wieder still.

„So seid mir bis zum letzten treu!“ bat die Frau. „Der Freiherr von Leutrum soll es vernehmen, damit er mich vielleicht heute zum ersten Male erkennt. Nur Euren Schutz, Herzog Karl, verlange ich, mehr nicht! Solange mich die Bande des Gesetzes noch an jenen fesseln, darf ich Euch nie mehr sein, als die reine Frau, die hilfsbedürftig zu Euch kam.“

Karl Eugens blaues Auge grüßte sie froh. Er neigte sich im Schwur. „Wie Ihr es sagtet Franziska, beschloß es mein Herzoglicher Wille. Und wenn ich selbst von allen Banden meiner Ehe befreit bin, will ich die Frage an Euch richten, ob Ihr meine rechtmäßige Gattin heißen wollt? Darüber erteile ich Euch noch heute ein förmliches Reskript.“ Er reichte ihr den Arm.

An dem Manne vorbei, der gebrochen kauerte und sinnlos vor sich hinstarrte, schritten sie die Treppe hinunter, Franziskas Gefängnis tat sich weit auf. In das sonnenjubelnde Land hinein fuhr der Reisewagen, darinnen der Herzog von Württemberg die Frau heimbrachte, die seines Lebens Wandlung hieß.

X.

Der Professor verneigte sich. „Euer Herzoglichen Durchlaucht Anordnungen lassen die besten Erfolge hoffen.“

„Wir werden sehen“, Karl Eugen hatte ein Leuchten im Blick, „ich will meinem Lande seinen Nachwuchs heranbilden, daß es in allen seinen Wirkungskreisen von ihm allein beherrscht sei. Wenn wir unsere eigene Kraft bis in das Kleinste ausnutzen, sparen wir viel Gold. Ihr mögt das hier mitnehmen!“ Er reichte dem Professor ein Schriftstück und sprach schon wieder, ohne daß er dem Manne Zeit ließ, darin Einblick zu nehmen: „Die Historie ist das Hauptstudium, womit sich ein Lehrer mit den ihm anvertrauten jungen Leuten beschäftigen soll. In allem und jedem wirkt sie ihre Fäden. Weil jedes menschliche Ding an ihrer Gestalt bohrt und feilt, wächst sie sich als unerbittliche Wahrheit aus. Mag lange Zeit darüber vergehen, ehe aller Lügenballast vernichtet ist, sie muß sich durchsehen, denn Vergangenheit und Zukunft ergänzen streng, was die Gegenwart zu hinterbringen versuchte.“

Er schwieg; der Professor wagte nicht zu antworten, drehte unschlüssig den herzoglichen Entwurf in den Händen. Aber der Fürst schien auch seiner Rede nicht zu begehren, denn neuerlich ergriff er das Wort.

„Man sagt, es scheiden sich die Menschen“, sprach Karl Eugen, „in sittenlose und solche, die sittenrein sind. Ich sage, es gibt unter ihnen jene, denen die gute Sitte gelehrt wurde und diese, die sie niemals erkennen durften. Wie aber darf man den Bedauernswerten ein Unglück, an dem sie selbst schwer genug tragen, noch in Anklage zur Last legen! Ich will, daß in meinem Lande dieses Übel beseitigt werde. Darum befahl ich auch, daß mein neues Lehrinstitut nicht nur den Söhnen des Adels vorbehalten bleibe. Es gehöre allen Ständen Württembergs, denn Tüchtigkeit und Sitte ist ein Allgemeingut, das gesund gezogen werden muß.“

Er überlegte und trat näher an den Professor. „Zur Sittenlehre“, befahl er, „sollen wöchentlich zwei Stunden, und zwar zwei des Sonntags angefest werden. Der Dozent hat hierfür einen schriftlichen Aufsatz zu machen, der mir bogenweis zur Korrektion zu übergeben sein wird oder einzuschicken ist, wie es sich gerade antrifft. Im übrigen halten wir es mit der Schreiberei nicht zuviel. Eine Anzahl von Worten und Papier vertieft den guten Gedanken selten, versteht ihn aber meist zu verwirren. Deutlichkeit und Kürze sind die Tugenden alles Lehrens. Insonderheit halte man das auch mit der Geographie und hüte sich davor, durch Anmengeschichten dieses ernste Studium ridicule zu machen.“

Freiherr von Seeger, jetzt Intendant der Hohen Karlschule, meldete die Gegenwart des allerhöchst zur Bestrafung vorgeladenen Zöglings.

Als müsse ihm jetzt das Todesurteil verkündet werden, die Augen in Furcht zur Erde gesenkt, im Anvermögen, das Zittern der jungen Glieder zu verbergen, atmete der Knabe tief auf. Ein seufzender Ton machte sich aus seiner Brust frei, die die blaue Uniform der Karlsruher prall umschloß: „Ich tat wohl so, wie man es rügte, Herzogliche Durchlaucht!“

Mit dem Geständnis schien dem Sünder auch der Mut neu belebt zu sein. Aus schimmernden Tränen lugte vorsichtig ein Blinzeln, das aus finsternen Mienen des gestrengen Richters zu erraten suchte, wie wohl das Strafgericht ausfallen möchte.

Karl Eugen hatte den Reitstock erhoben, als wolle er sogleich zuschlagen. Aber weil er langschweifige Entschuldigungen statt dieses einfachen Geständnisses erwartet hatte, hieß es ihn den schnellen Strafakt noch hinauschieben.

Offen und frei trug sich das gesundfarbige, hübsche Knabengesicht dem zürnenden Herzog entgegen. Wenn der Bub auch an aller Autorität knabenfroh gefrevelt hatte, als er den Professoren manchen heimlichen Schabernack spielte und obendrein noch seine Arbeiten sträflich vernachlässigte, konnte man seiner Art doch nicht gram sein. Die Disziplin aber mußte unparteiisch bleiben.

Karls drohender Blick scheuchte den Zögling, der allsobald wieder unsicher zu werden begann: „Nun, mein Herr Graf von Nassau, was würde Er wohl sagen, wenn Er an meiner Stelle wäre, Gericht über Eure Vergehen zu halten?“

Die geröteten Wangen des Schuldigen brannten nur noch heißer. Seine vorlaute Reckheit, die ihn vor dieses Forum gebracht hatte, regte sich aufs neue und raffte seinen letzten Mut zusammen. Ohne einem Besinnen Raum zu geben, brach seine kühne Antwort sich Bahn: „Ich würde an meines Fürsten Stelle sprechen: Komm, Franzel, laß den dummen Jungen gehn!“

Der flehende Blick des jungen Grafen von Nassau flog zum Fenster, wo eine Frau über ihren Stuhlrahmen gebückt saß und keinen Anteil an dem richterlichen Vorfall zu nehmen schien.

Aber jetzt neigte sich der feine Kopf tiefer, und das hohe Toupet à la Flore verbarg ein lächelndes Gesicht. Nun bewegten sich erst sacht, dann immer stärker die zarten Schultern in dem meerblauen Samt, ein leises Lachen, nur mühsam unterdrückt, kam aus Franziskas Munde.

Schnell hatte sich der Herzog abgewandt, biß die Lippen aufeinander, um nicht durch offene Belustigung dem Knaben sein gewonnenes Spiel vollends zu verraten. Die Reitpeitsche pfiß dem Karlschüler dicht am Ohre vorbei, aber regungslos stand der tapfere Sünder.

„Rehrt marsch!“ rief Karl Eugen, und jetzt traf doch ein empfindlicher Schlag den Rücken des kecken Buben. „Für heute soll das genug sein“, ein zweiter und dritter folgten, „im Wiederholungsfalle lasse ich Ihn vier Wochen einschließen!“

In Windeseile war der junge Graf von Nassau zur Tür und verschwunden.

In heller Fröhlichkeit hatte Karl der Geliebten Arm genommen. Sie nickte dankbar. „Es war recht, daß Du ihn frei gehen ließest. Man ist streng genug in der Akademie, der gute Seeger weiß Zucht darin zu halten. Manchmal, meine ich, übertrifft er sich darin selbst und geht zu scharf vor.“

Der Herzog schlang den Arm um ihren weichen, weißen Nacken. Voll Ehrfurcht war jede seiner Bewegungen, als er die geliebte Frau umfing. „Wo wir der Strenge vielleicht zu sehr ihr Recht vergönnen, gleicht Deine Weichheit manches wieder aus“, er wurde ernst, „zu viel der Güte aber ist Schwäche und schadet nur dem, den sie betreuen will. Zucht mag schwer, über die Maßen schwer zu tragen sein. Aber bildete sie einmal erst aus dem Menschen ein hartes Stück von Form und Festigkeit, wird er an sich selbst den Segen noch bemerken, den ihre Bitternis ihm einst zum Grundstock schuf.“

Er strich ihre weißen Wangen, suchte das Erinnern an die eigene, führungslose Jugend zu bannen. „Wenn der Graf von Nassau nicht wieder vor

meinem Tribunal erscheint, will ich meinem Franzel recht geben, und wir mögen aus der Akademie ein Himmelreich machen, wo die unerzogenen Jungen mit der Luft der Mildtätigkeit zu unschuldigen Englein werden“, scherzte er voll neu erwachenden Frohsinns.

Franziska schüttelte den Kopf. „Kraft ist nicht gesund, so sie nicht im Anfange gegen die Schranken will, die sie umhegen. Man soll solches nicht mit Sünde verwechseln.“

Karl fühlte ein Bündel Papierschreibereien in seinem blauen Rocke knistern und entsann sich. Er zog das Bewahrte hervor, abgerissene Heftseiten, auf denen überall Sätze und Worte aneinandergereiht waren, im krausen Durcheinander, wenig verbessert, aber dafür so hastig und unleserlich geschrieben, als sei der Verfasser in unbequemer Lage gewesen oder oft bei seiner Arbeit gestört worden.

„Diese Überraschung hier gehört nicht zu der Art, wie sie mich täglich erfreut“, er reichte Franziska die Papiere, die sie sorglich auf ihrem Schoße breitete, „es sind Schreibereien eines sonst anerkennenswert fleißigen Zöglings, der seine freie Zeit mit solchem Allotria vergeudet.“

Franziska hatte zu lesen begonnen. Ein feines Rot kam jäh in ihre Wangen. „Es sind Verse“, sprach sie innig, nahm den größten Bogen auf, der sich am leichtesten studieren ließ und begann eifrig zu lesen.

„Ich habe die Erziehung dieses begabten Jungen selbst in die Hand genommen“, erzählte Karl, „weil er mir für die Zukunft meines Staates nützlich erschien. Sein Vater, der jetzt auf der Solitüde beschäftigt ist, ein ehemaliger Hauptmann, grollte mir deshalb anfangs genug. Aber dann sahen die Eltern, daß ich das Beste mit ihnen im Sinn hatte. Und weil ihm die trockene Juristerei nicht behagte, erlaubte ich dem Jungen, sich der Medizin zu widmen, was er mit Freude und Eifer tat. Auch sein Betragen war immer lobenswert. Nur daß uns seine Unfähigkeit Sorgen machte, zumal sein Unpaßsein sich in der letzten Zeit recht häufig einstellte. Dabei zog man in der Krankenkammer eines Tages aus seinem Bette diese Papierwische hervor, mit deren Verunzierung er sich die Zeit vertrieb.“

Franziska hörte kaum, in Eifer gingen ihre Augen über das Schreibblatt.

Karl zeigte: „Eine Überraschung für die hohe Protektorin der École des Demoiselles, also für Dich“, lächelte er geringschätzig.

„Er schreibt angenehm und wohlschmeichelnd“, Franziska hob den Blick, „in seinen Worten lebt eine süße Musik. Warum sollte der Knabe sich seines Talentes nicht befleißigen, so er doch dabei seine Pflichten nicht versäumt hat?“

„Weil solche Beschäftigungen den Menschen den Sinn verwirren. Ein Wirken im festen Beruf schaffe

sich jeder Mann meines Staates, damit er ihm treu diene, sein eignes Leben rechtchaffen ernähre und eine Familie begründe. Solche Vorbildung zu erteilen, dient die Karlschule und nicht für Verstram, den sie verbieten muß.“

„Es kann die Akademie nur zieren, wenn sie die Ihren selbst in Versen auch zu rühmen wissen.“ Sie glättete den sauber beschriebenen Bogen, das Gedicht für die École des Demoiselles, wie es genannt war, und las vor:

Elysische Gefühle drängen
Des Herzens Saiten zu Gesängen,
Ein teurer Name weckte sie. —
Schlägt nicht der Kinder Herz mit kühnern Schlägen
Der sanften Mutter Freudensfest entgegen
Und schmilzt dahin in Wonnenmelodie?
Wie sollten wir jetzt fühllos schweigen,
Da tausend Taten uns bezeugen,
Da jeder Mund, da jedes Auge spricht:
Ist uns Franziska Mutter nicht?

Wenn Dankbarkeit, die aus dem Herzen fließet,
Wenn der Verspruch, stets auf der Tugend Pfad
zu gehn,
Wenn Tränen, die die sanfte Rührung gießet,
Wenn Wünsche, die empor zum Himmel flehn,
O, wenn der Seelen feurigstes Empfinden

Die Huld der besten Mutter lohnen könnten,
Wie ganz sollt' unser Wesen nur Empfindung sein,
Nie sollten unsere Tränen, nie versiegen,
Zum Himmel sollten ewig unsere Wünsche fliegen,
Franzisten wollten wir ein ganzes Leben weihn!

Doch wenn auch das Gefühl, das unser Herz durch-
flossen,
Bei aller Liebe reichlichem Genuß,
Womit Sie, Edelste, uns übergossen,
Erröten und erlahmen muß, —
So hebt uns doch das selige Vertrauen:
Franziska wird mit gnadenvollem Blick
Auf ihrer Töchter schwaches Opfer schauen —
Franziska stößt die Herzen nie zurück!
Und feurvoller wird der Vorsatz uns beleben,
Dem Meisterbild der Tugend nachzustreben.

„Nun wohl“, sagte der Herzog, und man sah offen-
bar, wie die begeisterte Hymne zum Preise Franziskas
ihm weniger zu mißfallen begann, „er versteht, in
wohlgelesenen Worten zu reden und mag frei ausgehen,
zumal ich heute schon einen Sünder laufen ließ.“ Er
sah nicht, daß Franziska die Bogen zusammennahm
und vor seinen Blicken barg.

In die blühende Stadt sann Karl Eugen hinaus.
Frühlingsweiße Obstbäume schmiegtan sich an die
Hänge, darin sie gebettet lag. Die Tortürme ragten

in den wolkenlosen Himmel. In den sauberen Straßen der Turnieracker-Vorstadt gingen geschäftige Menschen. Zielsicheres Walten, Werktagsfreude lebte in Stuttgart.

„War mir lieb, daß der Magistrat sich besann“, gestand Karl, „der mir selbst den Umzug der Residenz antrug, als wir von Italien zurückkehrten. Der Raum in der Solitude wurde für die Akademie zu eng, so daß ich persönlich schon dachte, an die Stuttgarter heranzugehen. Nur zürnte ich ihnen allzusehr.“ Er schwieg.

Franziskas blaue Augen mahnten. „An Vergangenes rühren wollen, schmerzt immer. Die frohen Erinnerungen möchten wir zurückrufen und die Versäumnisse gut machen können. Du zürnst heute nicht mehr“, sie zögerte, „und sollst auch verlangen dürfen, daß man Dir vergißt!“

Er verstand. Aber der alte Stolz verbot ihm die freie Rede: „Ich habe gefehlt und will gutmachen, was ich beging.“ So hatte er es oft in vertrauten Stunden der geliebten Frau gestanden, und seine neuen Taten bewiesen es. Nur vor der Welt diese Sinneswandlung zu bekennen, dünkte ihm unerträglich. Und doch war es Franziskas geheimster Wunsch. Alle mußten wissen, selbst wenn sie heute dem geliebten Manne entrisen würde, war der tolle Herzog tot, hatte der neue Karl in sich selbst Kraft genug, weil er seines Lebens Bestimmung erkannt hatte.

Vielleicht war es noch nicht an der Zeit, ihn schon jetzt stärker darum zu mahnen. Franziska machte den Blick frei von allen Sorgen und Überlegungen und fragte den Mann, der noch immer mit dem Schatten der Vergangenheit rang, als sei ihr dies wichtiger, um darüber zu reden: „Wie hieß der Eleve, dessen Poeme mir so wohlgefielen?“

Karl Eugen fühlte, wie sie ihm helfen wollte und umarmte sie aufs neue. „Zum Mittag in der Akademie will ich ihn Dir zeigen“, sacht legten sich seine Lippen auf ihren roten Mund.

Die Gräfin von Hohenheim aber, zu welcher Würde sie der Römische Kaiser erhoben hatte, bis sie auch gesetzlich Karls Gemahlin heißen würde, fühlte selig die hohe Liebe des stolzen Mannes. Auch der Tag würde heraufsteigen; da Württemberg aus seinem eigenen Munde vernehmen sollte, was es seinem Fürsten bedeute.

* * *

Von der Nische aus, in der die herzogliche Tafel stand, konnte man den Eßsaal der Zöglinge gut überblicken. Soeben wurden die leeren Teller abgetragen. Auf ein Kommando des diensthabenden Offiziers erhob sich die gesamte Schülerschar in gleichmäßiger straffer Bewegung. In wohlausgerichteten Reihen schimmerten die stahlblauen Röcke mit den versilberten Knöpfen. Jetzt neigten sich die bezopften Köpfe mit der

gepuderten Papillote auf jeder Seite, jemand sprach das Tischgebet.

Karl Eugen schritt, Franziska am Arm, in den Saal. „Das dort ist er“, flüsterte er, um das Gebet nicht zu stören und zeigte einen hochaufgeschossenen, schmalbrüstigen Jüngling mit heißen, leuchtenden Augen, der vor sich hin sah, als blicke er geheimnisvolle Bilder an der Wand. „Betet nicht einmal nach Vorschrift“, murrte der Herzog.

Ein neues Kommando hob die vielen bezopften Häupter wieder gehorsam empor, mit hallendem Fuß machten die Reihen die befohlene Wendung. Die Karlschüler marschierten in militärischer Haltung aus dem Saal.

„Hiergeblieben!“ Der Herzog hatte den Versemacher zurückgehalten. „Ich will Ihn der Frau Reichsgräfin präsentieren, die er so kecklich bedichtet hat, Monsieur.“

Ohne Scheu stand der Knabe. Die großen, glänzenden Augen hingen vertrauensvoll an der verehrten Frau.

Franziska lächelte gütig. „Seine Gedichte sind schön. Ich freue mich, daß Er auch sonst seine Pflicht tut.“

Die Finger des Jungen rangen sich auf dem Rücken ineinander. Offenbar bedrängte ihn etwas, das er vor den Ohren des Herzogs nicht auszusprechen wagte. Doch weil Karl Eugen soeben zu dem Intendanten

Seeger getreten war, faßte er plötzlichen Mut: „Man hat mir mein Festgedicht wieder zugestellt“, seine Tränen rannen, „aber alles andere fehlt. Wahrscheinlich haben sie es verbrannt.“ Seine verzweifelungsvollen Augen blickten auf die Frau.

„Die Blätter sind bei mir“, sagte Franziska leise, „Er soll sie heimlich wiederhaben, wenn ich Ihm das nächste Mal begegne.“

Angläubig lauschte der Karlsruher. Franziskas gütiges Lächeln scheuchte allen Zweifel. Da riß es ihn hin. In der stürmenden Bewegung seines Herzens sank Friedrich Schiller tief auf die Hand seiner hohen Gönnerin herab. Tränen jubelnder Freude traten auf die hageren, blutlosen Wangen, die ein sonniges Licht verschönte. „Euch will ich sie für immer geben“, stammelte der Jüngling im jugendlichen Überschwang, der ihn die Nähe des Herzogs vergessen ließ.

Franziskas mahnende Worte brachten den Erregten zur Besinnung zurück, schon trat auch Karl wieder zu den beiden. „Hat Er eingesehen, daß der Firtelfanz, den Er treibt, wohl als aimable Kurzweil dienen mag, ansonst aber keine Zeit verschwenden soll, die für die Erlernung ernster Dinge bestimmt ist?“ Er blickte mit Befriedigung die Tränen in des Ergriffenen Antlitz. „Geh Er und erhalte sich mein Wohlwollen, wie bisher!“

Zum Intendanten, der sie begleitete, sprach Karl Eugen: „Der junge Mensch hat viel Feuer. Das ist's, was ich an ihm liebe“, er hemmte den Schritt, „man muß es jedoch zu dämpfen wissen, damit es ihn nicht verbrenne. Wenn er fleißig zu sein fortfährt, hat dieser junge Schiller das Zeug dazu, ein recht großes Subjektum zu werden.“

* * *

Zum Geburtstag des Herzogs rüstete das Land. Nie war dieser Tag vergangen, ohne daß Karl der geliebten Frau ein besonderes Liebeszeichen zu erweisen verabsäumt hatte. Mit frohen Augen war er darum vor sie hingetreten, hatte ihre Hände genommen und gesprochen: „Weil ich heute nun ein alter Mann bin, ein halbes Jahrhundert, will ich meiner Franzel etwas darbringen, das ihr besonders lieb sein soll.“

Die Frau schrak zusammen. Wie sie noch immer seine geheimsten Gedanken durch einen Blick, eine Bewegung seines Kopfes, die vielen kleinen Zeichen erraten hatte, die für das liebende Auge einer Frau von Bedeutung sein können, schlug auch jetzt das sichere Wissen in ihr Herz, daß ihr heißester Wunsch vor der Erfüllung stand.

Ja, auch Franziska von Hohenheim war am Anfang ihres opferwilligen Weges, wie alle Menschen im

Herzogtum, eingedenk gewesen, daß Karl Eugen das Gute und das Schlechte in seiner Brust aus eigener Kraft zu scheiden immer ermangeln würde. Sein letzter Nothelfer war sie selbst. Bald aber sah ihre große Liebe in der nur ihr möglich gewordenen That allein den bescheidenen Theil, wie er jeder Frau in der heiligen Gemeinschaft mit dem Manne von Rechts wegen zukam. Wie die Besten ihres Geschlechtes blieb sie darum ihm, der ihre Liebe in dem gleichen hohen Maße erwiderte, ganz anheimgegeben. Der Stolz auf ihn und seine Größe ließ es nicht mehr zu, durch einen Ruhm verringert zu werden, wenn sie diesen auch für sich selbst hätte in Anspruch nehmen können. Das ganze Land sollte eine Wahrheit wissen, die auch sie zu glauben begann: „Sein eigener freier Entschluß brachte Euch den Karl, den Ihr jetzt zu lieben beginnt!“

Wie im Traume ging Franziska an des Herzogs Seite, saß neben ihm im Wagen und wagte den Blick nicht zu heben, bis der Jubelruf der sonntäglich gekleideten Menge an ihr Ohr schlug. „Franziska, Karl!“ rauschten die Namen zu ihnen empor, mühsam nur erkämpfte sich das herzogliche Gefährt seine Bahn durch den Menschenstrom. So wie in Stuttgart heute, lebte in ganz Württemberg um dieselbe Stunde der Name des geliebten Mannes in aller Herzen, eilten die Menschen jedes Standes zu den Bethäusern, die fernere Gesundheit des Landesherrn zu erleben.

Die Orgel hub an. Der Frau versank die Wirklichkeit. Es war ihr, als habe der Himmel sich geöffnet, und seine Engel selbst fangen die Lobmelodie. Sie sah nicht nur die Menschen, wie sie bis auf den letzten Platz sich dicht bei dicht in der Kirche drängten, ganz Württemberg lauschte jetzt in den Bethäusern den Dienern Gottes, wie sie das feierliche Bekennen des Herzogs verkündeten:

„Da Wir aber ein Mensch sind und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt blieben und auch für das Künftige bleiben müssen, so hat es nicht anders sein können, als daß teils aus angeborener menschlicher Schwäche, teils aus nicht genugsamem Erkenntnis und sonstigen Umständen sich viele Ereignisse ergeben haben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jetzt und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimütig, denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen und entladen uns damit einer Pflicht, die jedem Recht denkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, für beständig heilig sein und bleiben sollte — — — Wir sehen den heutigen Tag als eine zweite Periode unseres Lebens an — —“

Franziska meisterte ihre Bewegung nicht mehr. Ein leises Schluchzen schütterte ihre Brust. Durch die Menge drunten aber ging das Ahnen einer göttlichen Allgewalt.

nahmen andere den hohen Klang auf, trugen ihn weit über das Land.

„Nun sei dieser Tag Dein!“ Karl Eugen sank nieder in Bewegung, frei und offen lag sein ganzes Wesen vor ihr. Er barg sein Haupt in ihrem Schoß, von seinen Lippen kam noch einmal das Bekennen vor der Frau, die ihm den Weg gewiesen hatte.

„Keiner von uns Menschen vermag etwas aus eigener Kraft“, sagte Franziska schlicht. „Ich besaß nichts mehr als den Glauben an Dich, der mächtig erwuchs, weil das höchste Wesen ihn mir ins Herz senkte.“

Und wie sie ihn zu sich emporzog, versanken sie in die Andacht ihrer Liebe.